



Adresse: Saratow,
 типо-литограф. Г. Х.
 Шельгорнъ и К^о.

Adresse des Redakteurs:
 г. Саратовъ, Боль-
 шая Кострижная
 № 40.
 I. Крушинскому.

№ 25.

VIII. Jahrgang.

Mittwoch, den 23. März 1905.

Erscheint jeden Mittwoch.
 Jährlich 52 Nummern.

Geschäftsstelle:
 Saratow, Theaterplatz, Haus Tillo.
 Fernsprecher № 77.

Preis fürs Inland 3 Rbl.,
 fürs Ausland 3 Rbl. 50 Kop.

Redakteur: S. Kruschinskij, Bolschaja Kostrihnaja, № 40.

Inhalt. Mariä Verkündigung. — Ob geweiht? — Zur Befreiung des russischen Bauern von der Leibeigenschaft—19. Febr. 1861 (Schluß.) — Reise-
 bilder von P. Leonard Eberle (Fortf.) — Fastnacht in Karlsruhe. — Vom Kriegsschauplatz. — Korrespondenz. — Aus Welt und Kirche. —
 Ein Opfer des Beichtgeheimnisses (Fortf.) — Allerlei. — Ankündigungen.

Mariä Verkündigung.
 (25. März.)

Die Fülle der Zeiten war gekommen. Da ward der Engel Gabriel von Gott gesandt nach Nazareth zur Jungfrau Maria, die mit einem Manne aus dem Hause Davids verlobt war, welcher Joseph hieß. Der Engel trat zu ihr und sprach: „Gegrüßet seist Du, voll der Gnaden, der Herr ist mit Dir, Du bist gebenedeit unter den Weibern!“ Darauf verkündete ihr der gottgesandte Fürst des Himmels: „Fürchte Dich nicht, Maria, denn Du hast Gnade gefunden bei Gott. Siehe, Du wirst empfangen und einen Sohn gebären, und Du sollst seinen Namen Jesus heißen. Dieser wird groß sein und der Sohn des Allerhöchsten genannt werden. Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben, und er wird herrschen im Hause Jakobs ewiglich, und seines Reiches wird kein Ende sein. Der hl. Geist wird über Dich kommen und die Kraft des Allerhöchsten Dich überschatten; darum wird auch der Heilige, welcher aus Dir geboren werden soll, Sohn Gottes genannt werden“. Maria aber sprach: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach Deinem Worte“. Und darauf ist, nach den Worten des hl. Evangeliums, „das Wort Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“.

Diese Engelsbotschaft nun ist der Gegenstand des Festes „Maria Verkündigung“. Gabriel hat Maria verkündet, daß sie Mutter, Gottesmutter, Mutter des Erlösers und demzufolge in geistigem Sinne auch die Mutter der Erlösten, unsere Mutter werden sollte. In diesem Tage ward ihr verkündet das Geheimnis ihrer Ehre und Würde, ihrer ganz einzigen Bevorzugung unter allen Menschen, aber auch das Geheimnis ihrer Leiden und Schmerzen. Diese Reihe von Geheimnissen, welche ihr vom Engel enthüllt worden, stellen den Inbegriff aller ihrer Würden und Ehren dar, sollten aber für Maria auch der Grund aller

ihrer Leiden und Schmerzen und dadurch für die Welt, d. h. für uns selbst, eine Quelle alles Segens sein.

Das Fest Mariä Verkündigung ist bedeutungsvoll für Maria erstens, weil ihr verkündet worden, daß sie Mutter werden sollte. Der Engel hat zu ihr gesprochen: „Siehe, Du wirst empfangen und einen Sohn gebären“. Als Maria diese Botschaft des Engels hörte, da erschrak sie und sprach zu dem erhabenen Himmelsfürsten: „Wie wird dies geschehen, da ich keinen Mann erkenne? Sie wollte sagen: „Wie wird dies geschehen können, da ich Gott das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit dargebracht habe? Wie kann eine Jungfrau Mutter werden?“ Und der Engel erwiderte ihr: „Der hl. Geist wird über Dich kommen und die Kraft des Allerhöchsten Dich überschatten“. Also etwas Außergewöhnliches, ein Wunder soll an Maria geschehen, die Kraft des Herrn, des Allmächtigen soll wunderbar in Maria wirken. Sie soll Mutter werden und doch zugleich Jungfrau bleiben! Einziges Wunderwerk göttlicher Weisheit und Allmacht!

Es ist, als sagte ihr der Engel: Fürchte Dich nicht, Maria, die Lilienknospe soll zur Lilienblüte werden und dennoch soll sie Knospe bleiben; die reine „versiegelte Quelle“ soll zum endlosen Ozean sich erweitern und dennoch lautere Quelle bleiben; der Baum soll eine reife, süße Frucht hervorbringen und doch in voller Frühlingsblüte bleiben; die Wolke soll den Regen des Himmels niedergießen und doch durchleuchtet bleiben vom reinsten Sonnenlichte. — Das sind Wunder, wie die Welt sie nie geschaut, und doch sind es nur schwache Bilder des großen Gotteswunders, dessen Kunde heute der Engel des Himmels Maria überbracht, da er ihr sagte, sie solle Mutter werden und doch stets die reinste, die keuscheste, die heiligste Jungfrau, die „Jungfrau der Jungfrauen“ bleiben.

Dieses Wunder sollte darum gewirkt werden, weil es sich hier nicht um ein gewöhnliches Menschenkind handelt, sondern Gott selber die menschliche Natur annehmen wollte. Das ist, neben dem erwähnten Wunder — das

zweite Wunder, welches heute verkündigt wird. Gott der Herr selbst soll Mensch und Knecht werden, und die Jungfrau soll Mutter Gottes, d. h. Mutter dieses Gottes in Knechtsgestalt werden! Wer begreift dieses Wunder? Von dem Endlichen soll also das Unendliche aufgenommen werden, die kleine „Bundeshütte“ soll den Unermesslichen, Großen umschließen, die „versiegelte Quelle“ soll den Ozean göttlicher Unendlichkeit umfassen, das „fruchtbare Erdreich“ den Himmel in sich aufnehmen, das sterbliche Geschöpf des unsterblichen Schöpfers Mutter sein! Und doch, der Engel hat es Maria heute verkündet, daß sie Mutter des unendlichen Gottes sein werde, er hat ihr gesagt, daß ihr Sohn „Sohn des Allerhöchsten“ und „Sohn Gottes“ wird genannt werden. Es muß also Wahrheit sein. Maria glaubt auch dieser Stimme Gottes. Sie spricht demütig, aber glaubensvoll: „Siehe, ich bin eine Dienerin des Herrn, mir geschehe nach Deinem Worte!“ Welch eine Ehre für Maria, die schlichte, einfache, demütige, der Welt unbekannt, sich vor der Welt verbergende Jungfrau, für die Verlobte eines einfachen Arbeiters, eines Zimmermannes! Sie ist bevorzugt vor allen Menschen und erhaben selbst über die Chöre der Engel, welche frohlocken und jubelnd ihr Heilig singen, weil sie gewürdigt sind, Diener des Allerhöchsten zu sein. Vor die Mutter des Allerhöchsten aber tritt selbst der Erzengel Gabriel hin voll heiliger Scheu, er beugt sich vor ihr und schätzt sich glücklich, der Überbringer der göttlichen Botschaft an die Gottesmutter zu sein.

„Du sollst seinen Namen „Jesus“ heißen, hatte der Engel im Auftrage Gottes ihr verkündet. Jesus bedeutet „Erlöser“. Ihr Sohn sollte also der Erlöser der Welt, sie sollte Mutter des Erlösers werden. Sie sollte also mit beitragen zu jenem Werke, welches im Paradiese den gefallenen Menschen als letzte Hoffnung verheißen war. Also sie ist das Weib, „welches der Schlange den Kopf zertreten soll“; also sie diejenige, auf welche die Völker geharrt, die Propheten hingewiesen haben, sie ist die Jungfrau, „aus welcher die Sonne der Gerechtigkeit hervorgehen wird“. Sie also sollte über die Erde jenes Licht verbreiten, welches „die Schatten des Todes“ von der Erde scheucht; sie sollte jenen „Tau des Himmels“ auf die lechzende Erde niederströmen, den die Väter in inbrünstigem Gebete erflehten, da sie riefen: „Tauet, Himmel, den Gerechten!“ Also an ihr haben sich jene Prophezeiungen alle erfüllt, welche Maria selbst bisher so andächtig betrachtet und durchforscht und in ihren heiligen Gebeten begrüßt hatte! Ihre Niedrigkeit hatte der Herr angesehen. Der Engel hatte gesagt: „Gott der Herr wird Deinem Sohne den Thron seines Vaters David geben, und er wird herrschen im Hause Jakobs ewiglich, und seines Reiches wird kein Ende sein!“ Neue Würde, neue Begnadigung, neue Bevorzugung Maria! Sie soll Mutter des Erlösers werden und dadurch teilnehmen an der Erlösung der Welt, mitwirken, daß die Welt nicht ewigem Verderben anheimfalle, sondern gerettet werde und einst ewig glücklich in der ewigen Herrlichkeit werde. Diese Würde verkündete ihr ebenfalls die Botschaft des Engels am heutigen Tage.

Die Mutter des Erlösers vermittelt den Menschen die Erlösungsgnade und wird dadurch im geistigen Sinne auch Mutter der Erlösten, also unsere Mutter. Christus wollte

zu dem Zwecke geboren werden, um uns wieder zu Gottes Kindern, d. h. zu seinen Brüdern zu machen. Maria aber sollte, so verkündete es der Engel heute, Mutter des „Erstgeborenen“ unter den Brüdern werden; das aber heißt nichts anders, als sie sollte auch unsere Mutter werden. Christus wollte ferner uns, die wir durch die Sünde dem Tode verfallen, das Leben wiederbringen; er wollte sein eigenes Leben als Opfer für uns dahingeben; Christus wollte unser Leben werden, wie auch der Apostel sagt: „Nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir“. Maria aber sollte uns dies Leben, nämlich Jesus schenken. Das aber heißt wieder nichts anderes, als sie sollte unsere Mutter sein. So sieht sie sich denn am heutigen Tage zum ersten Male als die Mutter der Lebendigen, als die Mutter jener großen Menschenfamilie, welche ihr Sohn erlösen und erretten soll.

Wahrlich, ein bedeutungsvoller Tag für Maria, da er ihr Geheimnisse offenbarte, welche der Inbegriff aller ihrer Ehre und Bevorzugung sind.

Auffallend dürfte es erscheinen, daß im Kirchenjahr das Fest der Verkündigung Maria in die hl. Fastenzeit fällt. Und doch ist dies nicht ohne Bedeutung. Man kann nämlich wohl sagen, daß das Geheimnis Maria Verkündigung zugleich auch das erste Geheimnis der Leiden und Schmerzen Maria ist. Wie mit der Menschwerdung das Leidenswerk Jesu Christi seinen Anfang nahm, so ist auch der Tag, an welchem Maria verkündet wurde, daß sie Mutter des leidenden Erlösers und Mutter der erlösten Kinder Gottes werden sollte, die erste Station ihres Leidensweges; an diesem Tage ward ihr verkündet das Geheimnis ihrer Schmerzen.

Die Mutter leidet mit dem Sohne, die Schmerzen des Sohnes sind die Schmerzen der Mutter. Nun mußte aber Maria, sobald sie vernommen, daß Jesus im Gewande der Sterblichkeit sein Erlösungswerk vollbringen wollte, sich natürlicherweise sagen: Solch ein Erlöser, der in Knechtsgestalt des Menschen wandeln, ein Menschenkind werden will, der wird nicht ohne Leid und Mühe, nicht ohne die Beschwerden der Menschheit sein Amt ausführen können, der wird als kleines Kind schwach und hilflos sein wie auch andere Kinder, der wird, größer geworden, arbeiten müssen im Schweiße seines Angesichtes wie auch andere arme Kinder, der wird leiden müssen Hunger, Durst, Mühe, Hitze und Kälte, Undank und Beleidigungen, Spott und Hohn wie auch andere Menschen, der wird weinen müssen die Tränen des Abschieds, des Mitleids, des Schmerzes, wie alle übrigen Menschenkinder. Sie mußte sich ferner sagen: Ein göttlicher Erlöser, der als Mensch eine ganze Welt erlösen will von Sünde und Tod, kann dies nur als ein leidender Erlöser tun; nur durch Leiden kann er die Welt erlösen. Wollte Jesus einen einfachen großen Akt der Freisprechung, eine allgemeine Amnestie erlassen, so brauchte er nicht Mensch zu werden. Da er aber Mensch werden wollte, so konnte er nicht durch siegreiche Kraft eines Herrschers die Welt erlösen, sondern nur dadurch, daß er sich Gott zum Opfer brachte für die Welt, sich für die Sklaven der Sünde selbst als Geißel, für die zum Tode Verurteilten selbst als Schlachtopfer anbot. O, welch ein Leidensweg für ihren göttlichen Sohn und also auch für sie selbst lag

da vor Marias Auge! Zweifellos hat Gott Maria zudem noch erleuchtet, daß sie im Geiste schaute alle Stationen des Kreuzweges, alle Geheimnisse des Leidens Jesu Christi, ihres ihr verkündeten Sohnes.

Diesen Sohn mußte sie zu solchen Leiden als die Mutter des Erlösers selbst hinopfern. Das aber war ein Leid, das größte, was sich denken läßt: den eigenen Sohn dem Tode opfern! Dies Opfer brachte Maria zugleich mit ihrer Einwilligung, Mutter Gottes zu werden. Am heutigen Tage steht Maria da zum ersten Male als die Königin der Märtyrer.

Endlich sollte Maria Mutter der Lebendigen, Mutter der Erlösten werden. Auch diese Botschaft schließt eine Leidenskunde für Maria ein. Maria kann nicht Mutter der Lebendigen sein, ohne auch die Schmerzen und Leiden der Mutter zu tragen! Ach! wie viel Leid sollte sie von diesen Kindern empfangen! Ihre eigenen Kinder werden ihren göttlichen Sohn ans Kreuz schlagen, und nachdem ihr Sohn für eine ganze sündige Welt zur Sühne und zum Opfer geworden, werden eben diese erlösten Kinder undankbar genug sein, durch tausend Sünden ihren göttlichen Sohn immer wieder zu beleidigen und, so viel an ihnen liegt, aufs neue zu kreuzigen! Also auch als unsere Mutter wird Maria leiden, auch in dieser Eigenschaft steht sie am heutigen Tage als die „Königin der Märtyrer“ oder, wie die Kirche sagt, als die „schmerzhafteste Mutter“ da.

Es ist also der Tag ihrer Verkündigung fürwahr ein bedeutungsvoller Tag für die allerseligste Jungfrau, da ihr verkündet worden ist die höchste Ehre und das größte Glück, deren ein Sterblicher nur irgendwie gewürdigt werden kann. Er ist aber auch bedeutungsvoll für die hl. Jungfrau, weil ihr mitgeteilt wurde das Geheimnis ihres Leidens und ihrer Schmerzen.

Beglückwünschen wir an diesem schönen Festtage Maria wegen der hohen Würde, welche ihr am heutigen Tage verkündet ward. Preisen wir sie als die „wunderbare“ Mutter, die als Mutter doch die „Jungfrau der Jungfrauen“ geblieben ist; preisen wir sie als die „Mutter Gottes“, die gewürdigt ward zu empfangen Ihn, den die Himmel nicht fassen können; preisen wir sie als die „Mutter des Erlösers“ und als „unsere Mutter“, welche der Welt den Retter und sich selbst als Mutter gegeben hat. Aber danken wir ihr auch für die Tränen und die Schmerzen, für das Leid, welches sie unseretwegen als Mutter des Erlösers und als unsere Mutter, wahrhaft als die Schmerzenskönigin, am heutigen Tage übernommen hat. Lieben wir Maria als Mutter Jesu, unseres liebsten Erlösers und Bruders, und als unsere zärtlichste Mutter. Zeigen wir im Leben, daß wir Marienkinder sind. Ein Kind Mariä kann doch ihren lieben, göttlichen Sohn nicht beleidigen. Ein wahres Kind Mariä kann nicht das Herz der Mutter mit Schmerz und Kummer erfüllen. Wir können sicher sein, daß Maria ihre Aufgabe erfüllen wird: Sie wird uns eine gute Mutter sein.

Ob geweiht?

Wie weit dürfen die zu segnenden Gegenstände vom Priester entfernt sein, um an der von diesem vorgenommenen Weihe teilzunehmen? Diese Frage wird gar oft wiederholt. Die Veranlassung dazu mag dadurch gegeben sein, daß manche Leute ihre Sachen, die geweiht werden sollen, in die Kirche bringen und, ungeachtet aller Erklärung von der Kanzel, mit denselben an der Eingangstüre stehen bleiben und zwar in der Meinung, ihre Kerzen, Palmen und dgl. würden gerade so gut geweiht, wie jene, die in der unmittelbaren Nähe des Priesters sich befinden. Es fragt sich daher: Welche Entfernung ist nach den Bestimmungen der Kirche nicht zu groß, damit eine Sache nicht ausgeschlossen sei von der Segnung, die der Priester am Altare vornimmt?

Zur Segnung ist erforderlich, daß der zu segnende Gegenstand gegenwärtig sei. Das geht hervor: erstens aus den Weihegebeten, in denen die Worte immer nur auf gegenwärtige Sachen gerichtet sind, was durch die Fürwörter, die ausschließlich auf gegenwärtige Gegenstände sich beziehen, angedeutet ist, zweitens aus den Bezeichnungen, aus der Besprengung mit Weihwasser und aus der Berührung, die sämtlich nur über gegenwärtige Sachen geschehen. Alles dieses dehnt sich nur über nahe vorhandene Gegenstände aus, kann sich also auch nur auf solche beziehen. Da nun aus diesem Grunde nur eine geringe Entfernung der zu segnenden Sachen vom Orte der Segnung zulässig erscheint, so folgt daraus, daß entferntere Gegenstände an der Weihe nicht teilnehmen.

Wie groß kann aber diese Entfernung sein? Zur Gültigkeit der Segnung ist es hinreichend, wenn die Sache moralisch gegenwärtig ist, d. h. es ist genügend, wenn die Entfernung nur gering genannt werden muß. Ein bestimmtes Maß läßt sich nicht angeben. Jedenfalls aber scheint es klar zu sein, daß der Abstand der einzelnen Personen einer Volksversammlung, die den Segen empfängt, und die Entfernung der zu weihenden Sachen vom Orte der Segnung nicht nach ein und demselben Maßstabe zu nehmen ist, weil das versammelte Volk ein gewisses Ganze ausmacht, während die zu segnenden Sachen nicht in derselben Weise sich vereinigen. Diese bleiben immer nur einzelne Gegenstände, während eine Volksversammlung eine Gemeinschaft bildet. Daher werden diejenigen Personen, die am Eingange einer zwanzig Faden langen Kirche sich befinden, ebenso des Segens teilhaftig, wie jene, die nahe dem Altare gesegnet werden. Dagegen erstreckt sich die Segnung über Sachen aus obigen Gründen gewiß nicht so weit.

Die zu weihenden Sachen sind nach gewöhnlicher Annahme in die Weihe noch mit eingeschlossen, wenn sie zwanzig, höchstens aber dreißig Schritte vom Orte der Segnung entfernt sind. De Herdt, tom. III, pag. 386, Nr. 294. Alles, was weiter entfernt ist, bleibt demnach ungeweiht, und demzufolge werden, um hier eine nähere Anwendung zu machen, die Kerzen auf Lichtmeß, die Palmen am Palmsonntag, die Kräuter („Werkwische“) am Feste Mariä Himmelfahrt, die während der Weihe mehr als dreißig Schritte vom Priester entfernt sind, nicht geweiht. Diese und dgl. Sachen müssen deshalb entweder im Presbyterium sich befinden, oder sie müssen jenen in die Hand gegeben werden, die näher dem Altare stehen. Daher ist es ganz am Platze, wenn es in manchen Kirchen Gewohnheit ist, daß die zu weihenden Gegenstände nicht von den Alten, die weit abstehen, sondern von den näher stehenden Kindern gehalten werden. Es sollte aber auch da noch der Raum bezeichnet sein, innerhalb dessen diese während der Weihe sich anhalten müssen, damit jeder Zweifel ausgeschlossen bleibe.

Manche Leute bringen die zu weihenden Sachen in einem Säckchen. Andere meinen sogar, daß diese Gegenstände geweiht werden, wenn sie unter dem Oberkleide verborgen sind. Das ist aber ohne Zweifel ein Irrtum. In den kirchlichen Bestimmungen ist es ausdrücklich angegeben, daß die unter den Kleidern, in Säckchen oder sonst irgendwie verborgenen Sachen, wenn der Priester sie nicht sehen kann, nicht gesegnet werden. Ja auch sogar, was unter der Volksmenge, wenn auch nicht umhüllt, so doch gleichsam versteckt ist, so daß es dem Priester nicht gezeigt wird, bleibt von der Weihe ausgeschlossen. Die unter der Versammlung gehaltenen Kerzen, Palmen u. s. w. müssen also emporragen, so daß man sie überblicken kann, denn sonst werden sie der Weihe nicht teilhaftig. Unlängst teilte mir jemand mit, welche Mühe es kostete, um

manchen Leuten die richtige diesbezügliche Überzeugung beizubringen. Er hatte ein Gespräch darüber, ob das Brot, das jemand während der Weihe in der Tasche hat, die Weihe wirklich empfängt. Weil nun die andern in der Gesellschaft ihm nicht beistimmten, so sagte er endlich: „Wenn das Brot in euern Hosentaschen geweiht wäre, so müßten ja auch eure Tabakspfeifen geweiht sein.“ Ein sonderbarer Einfall, in dem jedoch ein spitziger Witz steckt! Dadurch könnte mancher zum Nachdenken veranlaßt werden, denn wie bereits oben gesagt wurde, so sind die in Säckchen oder sonst in irgend was verborgenen Gegenstände ohne Unterschied von der Weihe ausgeschlossen. Bezüglich des Brotes, das manche während des Anhörens der drei hl. Weihnachtsmessen in der Tasche tragen, muß gesagt werden, daß hier überhaupt von keiner Segnung die Rede sein kann, weil ja die hl. Messe nicht eine gewöhnliche Brotweihe ist, sondern sich wesentlich von dieser unterscheidet; denn in der hl. Messe wird kein anderes Brot gesegnet, als nur die zu konsekrierenden Hostien.

Auch die angezeigten Weihformeln würden durch etwaige Verwechslung wirkungslos bleiben. So, z. B., wenn jemand auf Lichtmaß außer den Kerzen auch Palmen, am Palmsonntag Kerzen, auf das Fest der drei Könige Brot u. s. w. in der Kirche hat, so wird dieses durch die dem Tage eigene Segensformel nicht geweiht, sondern man muß den Priester bitten, damit er alles dieses besonders segne. Für das Wasser gibt es eine bestimmte Weihe, für Brot eine andere, für Kerzen wieder eine besondere u. s. w., so daß die eine nicht für die andere genommen werden kann, ohne sie wirkungslos zu machen. Läßt also jemand vermischte Sachen segnen, so ist nur jenes gesegnet, von dessen Vorhandensein der Priester wußte; alles übrige bleibt zweifellos ohne Weihe, wie aus vorhin Gesagtem hervorgeht.

P. Fr. X. Scherger.

Zur Befreiung des russischen Bauern von der Leibeigenschaft — 19. Februar 1861.

(Schluß statt Fortsetzung.)

Es ist natürlich, daß sich in der Gesellschaft der eine oder der andere Stand, bezw. eine gewisse Ober- oder Unterordnung unter den Ständen herausbildet, je nach der verschiedenen Aufgabe, die denselben im staatlichen Leben zufällt. Jedoch darf diese Unter- bezw. Überordnung in keinem Falle zu Ungunsten der übrigen Stände ausgenützt werden, indem man der letzteren Rechte zu eigenem Vorteil zu verkümmern und zu schädigen sucht. Wir wissen, daß mit dem Adel, der bei allen Völkern eine hervorragende Stellung einnahm, gewisse politische Vorrechte verbunden waren. Ferner wissen wir, daß der Adel in erster Linie die Stütze und der Hort des Thrones, in zweiter Linie der Hüter der Rechte und Freiheiten des Volkes sein sollte. Wie uns die Geschichte lehrt, entsprach der Adel dieser seiner letzten und überaus großen Aufgabe nur so lange, als er seinen ritterlichen Sinn bewahrte, d. h. am Christentum, bezw. der gesetzlichen Obrigkeit festhielt. Notwendig anders mußte es werden, als derselbe sich gegen Staat und Kirche, welche letztere jeden Menschen ohne Ausnahme als das Ebenbild Gottes betrachtet, auflehnte. In diesen seinen revolutionären Bestrebungen verkümmerte der Adel die Rechte des Volkes, indem er sie zu seinem Nutzen ausnützte, und proklamierte sich, wie zur Zeit der Kaiserin Elisabeth, zum höchsten Stande, der in der Folge dasselbe zu einem bloßen Inventarstück, das ihm vom Staate überlassen wurde, herabwürdigte. Je mehr der Adel von den ihm vom Staate eingeräumten Rechten und Befugnissen Gebrauch machte, um so drückender mußte folgerichtig das Los der Leibeigentlichen werden. Es ist noch in vieler Erinnerung — es sind kaum einige vierzig Jahre verstrichen —, daß ein adeliger Gutsherr seine Untergebenen nach Willkür verkaufen, verschenken, beim Kartenspiel als Zahlung geben konnte, ohne jemand hierüber Rechenschaft geben zu müssen. Ohne allen Zweifel war das Los dieser unglücklichen Menschenklasse in keinem Falle besser, als dasjenige der Sklaven im alten Rom und in Griechenland. Dank dem jahrhundertlangen Druck und Joch der Knechtschaft, wurde das russische Volk unempfindlich für alles Höhere und Edle; es wurde heimtückisch, kriechend, zudem ging die mongolische Fähigkeit des stummen Gehorsams und des stillen Leidens auf die Russen über,

andererseits führte sie die harte Behandlung zur Trunksucht, zum Diebstahl und zu anderen Verbrechen aller Art, wie sie uns zur Genüge bekannt sind. Ganz anders hingegen ist der Kleinrusse (in Kleinrußland wurde bekanntlich die Leibeigenschaft erst 1783 eingeführt); er ist in seiner Familie und Gemeinde unabhängiger, freier als der Großrusse, aber auch empfänglicher, beweglicher. 1)

Nachdem jedoch die adeligen Gutsherrn in Geldverlegenheit zu geraten pflegten, kam es vor, daß die leibeigentlichen Bauern von Zeit zu Zeit an ihre Herrschaft den ausbedungenen Tribut zahlten und des bessern Erwerbes wegen, indem sie sich auf Handel verlegten oder ein Handwerk trieben, in Städte zogen und so auf diese Weise zu einem leidlichen Fortkommen gelangten und ganz aus dem Leihensverhältnisse austraten. War es einerseits des Bauern, bezw. des Menschen unwürdig, ihn zu einem Inventarstück im Haushalte seines Gutsherrn herabzuwürdigen, so war es andererseits um so trauriger, daß für die Verbreitung der Bildung des Volkes keinerlei Sorge getragen wurde; daran dachte weder die Regierung, noch die Kirche und noch weniger das Bürgertum. Aber auch die Bildung der höhern Stände in Rußland war nur eine mangelhafte, oberflächliche; daher konnte der Adel, wie auch die Geistlichkeit nur einen geringen geistigen Einfluß auf das Volk ausüben. In seiner Einleitung zu den Werken Scheller—Michailows schreibt Stabitschewski über letztere Bildung, wie folgt: „Die Geistesrichtung in unserm Vaterlande vereinigte sich im Verlaufe der ganzen ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts hauptsächlich in den höchsten Gesellschaftsklassen des Adels. Diesem Umstande gemäß galt als Ideal der verwöhnte und verweichlichte Dandy, der mit Verachtung auf jedwede geringere Arbeit schaut, in seinen Ausgaben maßlos ist, ein Feind der Sparsamkeit und ökonomischen Haushaltung, tadellos in allen noblen Gepflogenheiten und Umgangsformen, dessen einziges Streben dahin gerichtet ist, in der höheren Gesellschaft zu prunken und seine Nächsten durch allemögliche geistige und sinnliche Auszeichnungen zu blenden.“ Widmete sich der russische Adel nicht dem Staat- oder Heeresdienste und lebte er nicht in den größeren Städten, so lebte er behaglich und gedankenlos, aus dem Volke zehrend, auf seinen Gütern, übte große Gastfreundschaft, wie es dem Slaven überhaupt eigen ist, und hauste, fern von jedem Verkehr, in der geistigen Ode (вѣчная тишина).

Die wissenschaftlich-sozialen Verhältnisse Rußlands vor dem Jahre 1861 erinnern an den Zustand, wie ungefähr auf den Gutshöfen in der ersten Hälfte des Mittelalters im Abendlande. Ein städtisches Leben konnte sich in Rußland nur langsam entwickeln; nur etwa ein Zehntel des russischen Volkes lebte in den Städten. Die Fabrikthätigkeit, die zum großen Teil von den in Händen der Regierung befindlichen Fabriken gehemmt wurde, beschränkte sich meist auf die Herstellung von Massenartikeln, die nur geringen Abgang fanden und mit den ausländischen Fabrikaten trotz aller Schutzzölle nicht konkurrieren konnten. Die Regierung sah sich daher immer veranlaßt, mit Zuschüssen einzugreifen. Außerdem hatte letztere sämtliche Bergwerke in ihren Händen, die gleichfalls nur wenig einbrachten. Der Handel hatte ein altertümliches Gepräge; der Großhandel, die Aus- und Einfuhr wurden von Ausländern, größtenteils Deutschen und Engländern, betrieben. In gleich jammervollem Zustande befand sich das Schulwesen: die Universitäten entbehrten jeder Lehr- und Lernfreiheit; die Zahl der Studenten an den Hochschulen war seit 1849 auf 300 beschränkt. Die Erziehung beschränkte sich in der Hauptsache auf die äußerliche Ordnung und einen gewissen mechanischen Drill. Die allgemeine Volksbildung, für die vor der Reform von 1861 gar nichts getan wurde, steht bis heute noch außerordentlich tief. Die Zahl der des Lesens und des Schreibens Unkundigen ist schreckend groß. Nach Sievers wird sie auf 70,8% aller 1887 ausgehobenen Rekruten angegeben, und wenn auch die weibliche Generation mit in Rechnung gezogen wird, so ist sie jedenfalls noch viel bedeutender. Doch dürfen wir uns freuen, daß die Volksbildung im Steigen begriffen ist. Die Landämter leisten in dieser Beziehung Großartiges und Anerkennendes.

Die Erzeugnisse der Literatur und der Presse waren der strengsten Zensur unterworfen. Desgleichen befand sich die Rechtspflege (der Instanzenweg war endlos) und das Finanz- und Heerwesen in einem beklagenswerten Zustande. Die Bildung der Offiziere war eine höchst mangelhafte. Das Militär ward schlecht aus-

1) Nagel, Völkertunde, II., S. 780.



Verwundetentransport aus den Hospitälern in Mukden.

gerüstet und im Felde zur Hälfte unbrauchbar, wie dies der Krimkrieg, den Rußland mit der Türkei und ihren Verbündeten (England, Frankreich und Sardinien) 1853—56 führte, genügend zeigte. Dieser Krieg, der für Rußland mit einer „ehrenvollen“ Niederlage endete, zeigte in unerwarteter Weise die militärischen und materiellen Schwächen Rußlands und gab den mächtigsten Anstoß zu einer tiefgreifenden Reform seiner staatlichen, wirtschaftlichen und geistigen Verhältnisse: große Zeiten werden immer schwer geboren. Während des Krimkrieges starb Nikolaus I., und ihm folgte sein Sohn Alexander, dem die hohe Aufgabe zufiel, Rußland in bessere Bahnen zu lenken. Schon bei seiner Krönung, die im September 1856 in der Krönungsstadt Moskau stattfand, verkündigte Alexander II., daß er durch die Bemühungen der Regierung und des Volkes Rußland reformieren werde. Jetzt sollte eine neue Epoche in der Geschichte Rußlands eintreten: die Zeitungen, die massenhaft unter das Volk verbreitet wurden, brachten die verschiedenartigsten Reformen aufs Tapet, doch dürfte die von Alexander Herzen (1812—1870) in London redigierte Zeitschrift „КОЛОКОЛЪ“, die in Tausenden von Exemplaren zur Verbreitung gelangte, den größten Einfluß auf Rußland ausgeübt haben. Die Stimmung in Rußland (die Mordtaten an den Gutsherren nahmen mit Jahr zu Jahr zu) wurde immer ernster: es galt, den Bauern zu befreien. Dieser Gedanke wurde zum Ausgangspunkt aller Reformen gemacht. Dahin drängte aber auch die Regierung sowohl die finanzielle Not (man wollte die Steuerkraft des Landes heben), als auch die immer bedenklicher werdende Stimmung unter dem Volke. Im Jahre 1857 ernannte Alexander II. ein „Komitee für die Angelegenheiten der Bauern“, das die Befreiung der Bauern vorbereiten sollte; das Komitee stellte s. B. diese Angelegenheit den Adelsmarschällen zur Begutachtung vor. Doch nur ein kleiner Teil des russischen Adels (es war der Adel der Gouvernements Wilna, Kowno und Grodno) erklärte sich mit der neuen Reform einverstanden. Alexander II. ließ sich jedoch vor dem Widerstande des übrigen Adels und des Reichsrates gegen diese Maßregel nicht zurückschrecken und erließ desungeachtet am 19. Februar 1861 das Manifest, womit er 1½ Millionen Hofleuten und circa 20 Millionen an die Scholle gebundenen Bauern die Freiheit gab. Jetzt konnte der russische Bauer mit Schiller ausrufen:

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren;
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Toreu.“

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht.“

(„Die Worte des Glaubens.“)

Durch dieses Manifest erhielten die Hofleute, wie auch die schollenpflichtigen Bauern das Recht, sich ohne Erlaubnis ihrer Gutsherren zu verheiraten, und nach zwei Jahren gelangten sie in den Vollbesitz der persönlichen und bürgerlichen Rechte. Ferner wurde letzteren das Recht eingeräumt, die Ländereien, die sie zur Nutzung hatten, etwa die Hälfte des gesamten Adelslandes, durch Ablösung als freies Eigentum zu erwerben. 1864 folgte die Justizreform mit Geschworenengerichten; die Städte erhielten Selbstverwaltung und die Gouvernements Landesversammlungen. Hätte das Volk eine entsprechende Elementarbildung gehabt, so hätte es das Vorteilhafte der Reformen einsehen können; doch die Reformen gingen weit über das Erkenntnisvermögen des Volkes hinaus, zudem wurde es zu keiner politischen Selbstständigkeit herangezogen. Durch die plötzliche Neugestaltung wurden die bisherigen Brotherren der Bauern ruiniert, und letztere hatten von der ihnen gewordenen Freiheit keine Ahnung, mit der es, streng genommen, auch nicht weit her war. Was dagegen die materielle Lage desselben betrifft, so hat sich dieselbe eher verschlimmert, als gebessert; denn sie haben jetzt nach ihrer Befreiung, außer den allgemeinen Staatsabgaben, die Abzahlungen für das empfangene Land, die Leistungen fürs Militär (1874 wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt) und die übrigen noch hinzugekommenen Lasten zu entrichten. Daher ist es nicht zu wundern, wenn es trotz aller Sparsamkeit vielen nicht gelingen will, allen Forderungen zu genügen. . .

Die Menschheit bleibt nicht stehen, sie schreitet immer voran, denn Stillstand ist Rückschritt. Noch große Aufgaben hat Rußland zu lösen, deren Entwicklung und Lösung wir mit Interesse entgegen sehen. Die Fragen, wie der Religions-, der Preß- und Versammlungsfreiheit, der Volksvertretung sowie des Budgetrechtes, ohne welches keine wirkliche Volksvertretung möglich ist — sie bewegen zurzeit aufs lebhafteste ganz Rußland und harren ihrer Lösung. Bei all dem dürfen wir ja nicht außer acht lassen, daß wir im Fernen Osten einen schweren Krieg führen, der uns schon ungeheure Opfer kostete. Das Reskript vom 18. Februar d. J. gibt uns die berechnete Ursache, einer Wendung neuer Dinge gewärtig zu sein: „die Zukunft entwickelt sich, wie F. F. Görres sagt, „wenn die Gegenwart in der Fortschreitung fließend ist.“¹⁾ Wie uns die jüngste Vergangenheit glänzend gezeigt, bedarf letzterer Satz keines weiteren Beweises: per aspera ad astra. R. R.

Reisebilder von P. Leonard Eberle.

(Fortsetzung.)

Das Fest der hl. Anna.

Am selben Sonntage, an welchem ich auf Golgatha zelebrierte, war das Fest der hl. Anna, der Mutter der allerheiligsten Jungfrau Maria. Ich wollte an dem hl. Orte, wo die Gottesmutter zur Welt kam, Messe lesen, aber der Weg ist zu lang und der Andrang an solchen Festen zu groß; auch hätte ich die Messe auf Golgatha unterlassen müssen, da es an Zeit mangelte.

Nach dem Kaffee bei den Franziskanerpatres gingen wir direkt nach der hl. Annenkirche dem Ölberge zu. Dieselbe besteht aus einer Unter- und Oberkirche. Es ist ein altes, aber gut gehaltenes Gebäude ohne Fenster. Statt solcher sind Marmorplatten in die Wand eingelassen, in welche verschiedene Figuren durchgehauen und mit farbigem Glas versehen sind. Um genug Licht zu gewinnen, mußte die weite Tür geöffnet werden. Der Marmoraltar steht ganz frei, so daß hinter demselben 200 Sänger während des feierlichen Levitenamtes Stellung nehmen konnten. Es wurde eine Messe nach dem Beuroner Choral gesungen. Etwas großartig! Ein Klosterbruder leitete den herrlichen Gesang ohne Orgelbegleitung. Zum Offertorium wurde eine Motette mit Musikbegleitung gesungen. Für die vielen anwesenden Priester waren neben dem Altare im Presbyterium Sitzbänke angebracht.

In der Unterkirche in einer Nische hinter einem Altare wird unter Glas das Kind (Statue) Maria gezeigt. Es schaut so zärtlich und so lieb aus, daß alle Besucher dieses Ortes beim Anblicke ganz entzückt auf die Knie niederfallen und es um seine Liebe und seinen Schutz anflehen. Bei der Kirche, von herrlichen Pfefferbäumen umgeben, ist ein großes Seminar der weisen Väter, in welchem Missionäre herangebildet werden. Im selben Hofe befindet sich auch der Teich Bethesda, wo Jesus den 38-jährigen Kranken heilte. Die sieben Bogen über demselben sind noch gut erhalten, auch ist noch Wasser darin. Natürlich steigt der Engel des Herrn nicht mehr hernieder und bringt das Wasser in Bewegung, noch werden wieder Kranke heil. Nicht umsonst klagte der Sichtbrüchige bei Jesu, das er nicht hinabsteigen könne; denn es ist nicht so leicht, da hinabzukommen, besonders für einen schwer Kranken. Die Hallen sehen gerade wie bei uns ein Kellerhals aus, der sich in 7 verschiedene Richtungen abteilt. Ich plätscherte auch im Wasser herum: es ist ziemlich frisch und sehr klar.

Ghetto und Klagemauer der Juden.

Gehen wir von Sion im Südwest zum Berg Moria im Südost, so kommen wir durch das Jüdenviertel, welches hauptsächlich im Bereich des einstigen Tales Tyropaeon (Käsemachertal) sich ausdehnt. Vor zwanzig Jahren waren in Jerusalem kaum 18,000, heute sind es sicher 40,000 Juden unter 70,000 Einwohnern im ganzen, und die starke Einwanderung hält immer noch an. Viele kommen noch im hohen Alter hierher, um da zu sterben. Die meisten werden angelockt durch die ungeheueren Stiftungen, welche Montefiore, Rothschild, Baron Hirsch und andere reiche Juden in Europa für ihre Glaubensgenossen in Jerusalem gemacht haben. In neuester Zeit beginnen die Juden auch anderwärts in der hl. Stadt, namentlich vor dem Jaffa- und Damaskustor, sich niederzulassen. Allein, ihren Wohnsitz bildet fast ausschließlich der Stadtteil zwischen Sion und Moria, der ihnen seit Jahrhunderten als eigenes Quartier zugewiesen ist. „Machen wir einen Besuch“ — lud uns Bruder Andreas am Freitagabend ein — „bei der hebräischen Welt!“ — Zuvor sei nur noch gestattet, eine russische Zigarre anzubrennen — des Duftes wegen. . . . So, jetzt hinein ins Jerusalemer Ghetto!

Der Weg ist ja anfangs ganz leidlich und die Häuser recht ansehnlich; wenige Minuten vom Sionstor stehen die jüdischen Pilgerhäuser, das Rothschildspital. Aber dann kommt's anders. Wir wandeln jetzt enge Gassen und Gäßchen, düstere Kreuz- und Quergänge — gerade und krumm, bergauf und talab geht's weiter; wo wir auch hinkommen, überall sind die Wege gleich schmutzig und wüß, voll ruppiger Hunde und voll übelriechenden Abfalles, bedeckt mit Unrat und Kot. Den Wegen gleichen die Wohnungen und Läden, die fensterlosen Hütten, welche eher Löchern als Häu-

fern gleichen, die elenden Butiken und Trödlerladen, aus welchen Lebensmittel in halber Fäulnis und muffiges feilgehaltenes Fleisch duften, das Legionen vor dicken Fliegen umsummen. Wie die Wege und Häuser, so machen auch die Menschen einen nichts weniger als guten Eindruck auf den Besucher. Siehe hier die schmutzigen Kinder und dort diese schäbigen Juden in ihren schmierigen Kaftans. Ob diese Leute jemals im Leben sich gewaschen? Misttor heißt von jeher die Pforte, welche von Süden in diesen Stadtteil führt, und nicht mit Unrecht; denn das Bild, das man hier zu sehen bekommt, ist namenlos. Nur einige wenige sind von der erwähnten Unreinlichkeit ausgenommen. Es ist Sabbataufgang, da wir das Jüdenviertel durchwandern; darum begegnen uns viele Juden in glänzenden Kaftans und bei der größten Sonnenhitze in pelzstarender Wintermütze, darum sind alle zwölf Synagogen dieses Quartiers offen; zwei derselben, der Karaiten und der Nischenazim, beehren wir mit unserem Besuche. Die Jüdenschaft Jerusalems spaltet sich in mehrere Sekten, und jede derselben hat ihre eigenen Schulen und Synagogen. Die Karaiten sind die Protestanten unter den Juden, das heißt, sie sind streng bibelgläubig, sie anerkennen nur die Bibel und nicht auch den Talmud oder die Tradition; ihre Synagoge ist nicht nur öde und schmutzig wie die anderen, sondern auch klein und armselig. Gleich daneben liegt die größere Synagoge der Sephardim, d. h. der im Laufe der Zeiten aus Spanien eingewanderten Juden: sie bilden, etwa 5,000 Köpfe stark, die Aristokraten unter den Juden, sie kleiden sich orientalisches und umschleiern den Tarpusch mit einem schwarzseidenen Tuche. Nischenazim heißen die deutsch-polnischen Juden, welche leicht erkennlich sind an ihrem langen Frack und ihrer Filz- oder Pelzmütze, unter welcher vor beiden Ohren Haarlocken herabhängen, wie geringelte Hobelspäne. In ihrer Synagoge geht es ziemlich pietätlos her. Sie wird zugleich auch als Unterrichtslokal benutzt. Ein Jude lief wie toll in derselben herum und betete. Während unserer Anwesenheit ließ der Lehrer die Kleinen einen Psalm singen. Der Gesang war schön, nur zu stark.

Am Vorabende des Sabbats begaben sich fromme Juden an die Klagemauer. Wir folgten ihnen, bis wir am östlichen Ende des jüdischen Quartiers in eine Sackgasse kamen. Die Gasse ist nur 5 Meter breit und an ihrer Ostseite erhebt sich in einer Länge von 50 Metern und in einer Höhe von 18 Metern eine gigantische Mauer, ein Stück der alten Umfassungsmauer des Tempelberges mit uralten Kolossalquadern. Das ist die Klagemauer. Viele hunderte Juden haben sich hier versammelt. Sie liegen auf den Knien oder küssen die Steine und drücken ihre Stirn an die mit zahlreichen Nägeln gespickte Wand. Auf dem Boden an derselben brennen Öllampen. Sie lesen aus abgegriffenen hebräischen Büchern die Klagelieder Jeremias', des Propheten. Sie klagen und trauern über die Zerstörung des Tempels und über die Schmach der Tochter Sions; sie hoffen und beten um die Wiederherstellung eines neuen Reiches Israels! Manche weinten reiche Tränen. Während des Gebets geraten manche in Verzückung. Sie springen dann in die Höhe und erheben ein ohrenzerreißendes Geschrei, was dann alle nachahmen. Auf die Worte eines Vorbeters: „Wegen des Tempels, der zerstört ist“, antworten sie im Chöre: „sitzen wir einsam hier und weinen“. Auf des Vorbeters weitere Worte: „Wegen unserer Majestät, die dahin ist; wegen unserer großen Männer, die darnieder liegen; wegen der Priester, die gestrauchelt haben; wegen unserer Könige, die ihn verachtet haben“, ertönt jedesmal der Refrain des Volkes: „sitzen wir einsam hier und weinen“. Dann folgen die Versikel des Vorbeters um Wiederkehr der alten Größe Israels mit entsprechenden Responsorien des Volkes:

Vorb.: „Wir bitten dich, erbarme dich Sions!“

Volk: „Sammele die Kinder Jerusalems!“

Vorb.: „Eile, eile, Sions Erlöser!“

Volk: „Ach, wende dich gnädig zu Jerusalem!“

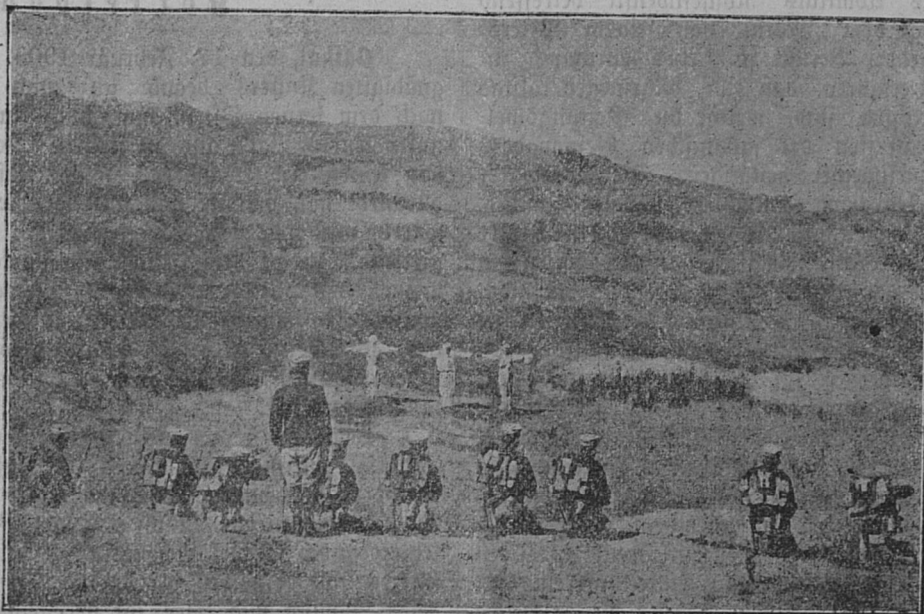
Vorb.: „Schönheit und Majestät möge Sion wieder umgeben!“

Volk: „Tröste, die trauern über Jerusalem!“

Vorb.: „Möge Friede und Bonne einkehren in Sion!“

Volk: „Und der Zweig (Jesses) aufsprössen zu Jerusalem!“

Das ist Israel in seinem Ghetto und an der Klagemauer zu Jerusalem. Die Nachkommen des Abrahams, denen der Herr dieses Land verheißt, sind jetzt unter alle Völker zerstreut, und ihr Überrest ist in Jerusalem zusammengesperrt im elendsten Wohn-



Sinrichtung der Spione im japanischen Lager.

teile der Stadt. Die einst Herren hier waren, dürfen ihren Tempelpfahz nimmer betreten und müssen an der Klagemauer „ein Requiem singen über dem Grabe ihres Volkes, angesichts des Leichnams ihres Tempels (Keppler). Aber wie haben sie damals gerufen, da sie den Tod Christi gefordert? „Sein Blut komme über uns, es komme über uns und unsere Kinder!“ Armes Volk, das seinen gottgesandten Messias von sich gestoßen und noch immer dem Trugbilde eines kommenden Retters Israels nachjagt!

(Fortsetzung folgt.)

Fastnacht in Karlsruhe.

Wie überall, so erreicht auch hier die Fastnachtsfeier am Dienstagabend ihren Gipfelpunkt und Ende. Wie man meistervorts alt und jung nach einem Hause hingehen sieht, wo der Schluß der Fastnachtsfeier, das Hahnenraustanzen, abgehalten wird, so sieht man auch hier alle einem Orte zuströmen. Vom Turme höre ich sechs Uhr schlagen. Tiefe Stille herrscht ringsum. Grau wie die Asche, die der Priester morgen auf die bußgesinnten Häupter der Gläubigen streuen wird, ist der Himmel. Da ertönt vom Turme her feierliches Glockengeläute, das uns zum Schlusse der Fastnachtsfeier in Karlsruhe ruft. Daß Glockengeläute nicht zum Tanzboden einladet, dürfte den verehrten Lesern bekannt sein. Ich mache mich also auf und gehe in die Kirche. In der wirst du aber wenige finden, denkt vielleicht mancher. So kann nur derjenige denken, der den Eifer bei der Besuchung des Allerheiligsten und bei dem Empfange der hl. Sakramente in den vorhergehenden Tagen nicht mit angesehen hat. Ich trete in die Kirche ein. Da liegt schon die ganze Gemeinde demütig anbetend auf ihren Knien vor dem ausgesetzten hochwürdigsten Gute. Nach wenigen Minuten erscheint der Priester am Altare: das Kompletorium beginnt, das der vortreffliche Sängerkhor abwechselnd bald choral, bald mehrstimmig abingt. Nach dem Kompletorium besteigt Herr Pfarrer Scherv die Kanzel; in kurzen kräftigen Zügen schildert er den Lohn der Beharrlichkeit, den Himmel, um die Gläubigen anzuspornen, den gefassten Vorsätzen treu zu bleiben. Hierauf legt die ganze Gemeinde laut das Apostolische Glaubensbekenntnis ab, um gleich darauf auf die Knie niederzusenken und sich feierlich dem göttlichen Herzen Jesu zu weihen. Rührend war es anzusehen, wie Vater und Kind, Lehrer und Schüler, Priester und Gläubige auf den Knien lagen und laut und fest die Worte der Weihformel wiederholten. In manchem Auge sah ich Tränen perlen; über manches wetterharte Gesicht legte sich ein Zug tiefer Wehmut, über manches süßen Trostes. Nein, die Menschen sind noch nicht grundschlecht!

Es liegen noch viele Schätze in der Tiefe des Herzens verborgen die den Bergmann in der Person des Priesters und Lehrers erwarten, der sie zu Tage fördern wird. Daß das 40-stündige Gebet wenig oder gar keinen Nutzen bringt, können nur solche behaupten, die noch niemals „dabei waren“. Selbstverständlich, um recht viel Nutzen aus solchen Anlässen zu ziehen, müssen Priester, Lehrer und Eltern fest Hand in Hand gehen und treu sich gegenseitig stützen. Arbeiteten diese drei immer einig miteinander fort, so würde die Morgenröte der Weltverbesserung, oder besser gesagt, der verbesserten Welt bald am Horizonte aufsteigen. d'Espérance.

Vom Kriegsschauplatz.

Zur Vorgeschichte des gegenwärtigen Krieges hat die neue Zeitung „Kaswet“, wie die „St. P. Z.“ berichtet, aus einer Denkschrift N. N. Kuropatkins, die noch vor Beginn des Krieges überreicht wurde, nachstehende Stellen entnommen: „Als wir zu Beginn dieses Jahres eine aktive Tätigkeit in Korea zu entfalten begannen, wurde hierdurch in Japan eine so große Erregung hervorgerufen, daß die Gefahr eines Krieges mit Japan — hauptsächlich wegen unseres Vorgehens am Jalu — noch bis jetzt nicht geschwunden ist. . . Die Tätigkeit des Staatssekretärs Besobrasow zum Schlusse des vorigen und zum Beginn dieses Jahres führte geradezu einem Bruche mit Japan entgegen. . . Von den übrigen Männern des Holzunternehmens hat der Wirkliche Staatsrat Balaschew, welcher ebenso kriegerisch gestimmt ist wie der Staatssekretär Besobrasow, dem Generaladjutanten Alexejew besonders viel Mühe gemacht. . . Als ich in Japan war, habe ich mich davon überzeugt, daß man mit nervöser Unruhe auf unsere Tätigkeit in Korea blickt, daß man unsere Absichten übertreibt und sich anschickt, mit den Waffen in der Hand seine Interessen in Korea zu verteidigen. . . Unsere jetzige aktive Tätigkeit in Korea im Verein mit der Forderung einer Abmachung zur Erbauung der Bahn vom Jalu nach Söul und mit der Einrichtung in Mofampo, bringt die Japaner zur Überzeugung, daß Rußland zur Ausführung des zweiten Teiles seines Programms im Fernen Osten schreite — nach der Mandshurei auch Korea zu verschlingen. Die Stimmung in Japan ist so erregt, daß wir nach meiner Ansicht wahrscheinlich schon in einen Krieg mit Japan verwickelt wären, wenn der Generaladjutant Alexejew alle Absichten des Staatssekretärs Besobrasow erfüllte. . . Nach der Ansicht des Generaladjutanten Alexejew und unserer Gesandten in Peking, Söul und Tokio kann uns unser Holzunternehmen am Jalu in einen Krieg mit Japan treiben. Dieser Meinung schließ ich auch mich an.“

Das Geschwader des Admirals Koshestwenski betreffend geht der „M. D. Z.“ zufolge dem „Matin“ von seinem Petersburger Korrespondenten folgender Bericht zu. Aus durchaus zuverlässigen Quellen habe ich erfahren, daß im Marinegeneralstab keinerlei Nachrichten eingetroffen sind, welche die Zeitungsmeldungen über ein Zusammentreffen des japanischen Geschwaders mit dem des Admirals Koshestwenski bestätigen. Die vom Admiral hier eingetroffenen Telegramme enthalten vielmehr nichts, was auf einen baldigen Zusammenstoß mit der japanischen Flotte schließen läßt. Nach Ansicht Koshestwenskis hat der Krieg in den eigenen Gewässern jowiel des Vorteilhaften für die Japaner, daß sie alle Anstrengungen machen, die russischen Seestreitkräfte in den Fernen Osten zu locken. Es könne daher keine Rede sein, daß sie den Versuch machen werden, ihr Glück so weit von ihrer Basis entfernt zu versuchen. Nach demselben Blatte meldet der „L.-A.“, der Kommandant der Schwarzmeerflotte in Sewastopol habe sich zu seinen Offizieren über die Aussichten Koshestwenskis wie folgt geäußert: Ohne Kampf wird er nicht nach Norden gelangen. Die Japaner könnten zweierlei unternehmen: entweder sie gehen in den Indischen Ozean und vernichten mit ihren zahlreichen Kreuzern die russischen Transportschiffe, dann fehlte unserem Geschwader die Lebenskraft; oder sie kämpfen gegen die russische Flotte, wobei Japan ohne großen Nachteil die Hälfte seiner Flotte, sogar mehr, verlieren könnte, wenn sie nur verhindert, daß die Russen ihr Ziel erreichen. Koshestwenski muß das voraussehen; er muß alle Willenskraft zusammennehmen und den Japanern einen Kampf liefern, das kann man von ihm erwarten.

Dem „Lok.-Anz.“ wird aus Tokio mitgeteilt: Die bei Mukden gefangen genommenen Russen beginnen in Japan einzutreffen; sie machen in ihren zerrissenen Uniformen den Eindruck schrecklicher Verwahrlosung. Die gefangenen Krieger werden hier sehr gut aufgenommen. Die Zahl der bei Mukden Gefangenen wird jetzt auf 65,000 angegeben. Rogis Armee nahm 35,000 Mann gefangen, das Zentrum 20,000, Kuroki 10,000, 18,000 Gefangene entkamen wieder während der Verwirrung nach der Schlacht. 47,000 von den bei Mukden gefangenen Russen wurden nach Japan transportiert, so daß die Gesamtzahl der in Japan internierten Gefangenen auf 86,000 steigt.

Die Neuteragentur meldet aus Tokio vom 19. März, einem Bericht aus dem Hauptquartier der Mandshureiarmee zufolge, habe sich die russische Vorhut, bestehend aus Kavallerietruppen, 35 Meilen gegen Norden von Schantu zurückgezogen und die Eisenbahnstation Susaoku in Brand gesteckt. Russische Vorposten der Kavallerie befinden sich auch 30 Meilen gegen Nordost von Jakumen.

Aus Hutschulin läßt sich die „Rusj“ drahten, daß während der letzten Kundschaft eine gesteigerte Tätigkeit der Japaner im Westen bei der mongolischen Grenze festgestellt wurde. Unter den Chinesen tauchen abermals Gerüchte über eine sich vorbereitende Erhebung gegen die Europäer auf. Die Propaganda kommt aus dem Inneren Chinas.

Ebenfalls aus Hutschulin wird nach der „M. D. Z.“ dem Temps telegraphiert, daß dort eifrig Vorbereitungen für die 3. Periode des Krieges getroffen werden. An der Eisenbahn nach Westen und Osten von Zinzikar wird beschleunigt gearbeitet. Die Hospitälern wurden weiter nach Norden verlegt. Es heißt, daß Frauen und Kinder aus Charbin abreisen, und daß die dortigen Firmen ihre Handlungen schließen: Im Hauptquartier herrscht die Ansicht, daß General Kuroki gegenwärtig nach Nordosten abgeschwenkt sei, um Wladiwostok zu belagern. Seine Basis soll er nach Genfan verlegt haben.

Die „Rusj“ erfährt aus Berlin, daß am 14. März in diplomatischen Kreisen besonders viel über die Möglichkeit eines Friedensschlusses gesprochen wurde, da diese Möglichkeit durch die Reise König Eduards nach Dänemark verstärkt werde. Ein Gesandter sprach von einer Depesche, welche die Annahme zuläßt, daß indirekte Friedensverhandlungen bereits eingeleitet seien. Der Korrespondent des „D. Tel.“ in Petersburg will wissen, daß Deutschland, England, Frankreich und die Vereinigten Staaten gemeinsam vorgehen, um Japan zu einem Frieden zu bewegen, der für Rußland ehrenvoll ist.

K o r r e s p o n d e n z.

Baikal, den 17. Februar 1905. Auf Befehl unseres Allergnädigsten Kaisers begab ich mich am 16. Januar aus Odeffa nach dem fernen Osten, um mich in die Reihe der Streiter für unser teures Vaterland zu stellen. Jeder der je im Leben, ferne von seinen Auerwandten, solch tieferuste Tage und Stunden durchlebt hat, wie sie uns auf der Reise nach Baikal beschieden waren, wird das schwere Herzeleid, das ich empfand, wohl begreifen. Zu all dem stellten sich starker Frost und Kälte ein, die meine Gesundheit erschütterten. Meine Lage ist mehr als traurig; noch ehe es mir beschieden war, auf dem Schlachtfelde anzukommen, habe ich schon eine Hand, durch Frost und Kälte gelähmt, verlieren müssen, sodaß der Arzt mich zum Kriegsdienst für untauglich erklärte.

Auch einen von meinen Mitkameraden hat ein trauriges Schicksal getroffen. Während er auf seinem Wachtposten stand, wurde er von einem Bären überfallen. Zwar hatte er noch Zeit, einen wohlgezielten Schuß auf den Bären abzufeuern, doch besaß letzterer noch so viel Lebenskraft, um sich auf seinen Angreifer zu stürzen und denselben bei der Gurgel zu fassen. So fand man beide, Mensch und Tier, tot nebeneinander liegen.

Zum Schlusse meiner Zeilen sende ich allen meinen Verwandten und Freunden die herzlichsten Grüße.

Friedrich Glasner aus Heidelberg,
Gouv. Taurien. Kreis Melitopol.

Aus der Mandshurei. Liebe Leser! Verzeihet mir mein langes Schweigen, Ihr dürft es mir nicht übel nehmen. Ihr könnt Euch vorstellen, was für Freude es wäre, wenn Friede geschlossen würde. Alle Soldaten hofften Frieden, alle Zeitungen schrieben von Frieden, aber jetzt heißt es wieder, daß beide kolossalen Mächte gejonnen sind, noch ein zweites Jahr fortzukämpfen. Wie ihr schon in N 9 des „Klemens“ laset, standen wir in Ställen, in welchen es sehr kalt und unbequem war; jetzt ist unsere Lage ein wenig besser. Am 15. Nov. kam Generaladjutant Kuropatkin und dankte uns für die mannhaft zurückgelegte Reise, gab seiner Hoffnung Ausdruck, die er auf das 8. Korps (14. u. 15. Div.) gesetzt hat. Besonders hob er die 14. Division hervor, zählte ihre Heldentaten im Türkischen Krieg an der Donau auf: „Bedenkt es Brüder,“ hob er an, „selbst Kaiser Alexander II. nannte eure Division „славная дивизия“, und in der russischen Armee heißt man Euch die eiserne Division. Macht also diese Ehre nicht zu Schande.“ (Nicht selten begegneten uns Offiziere mit dem schmeichelhaften Ausdruck „эта железная дивизия“). Er hoffe, daß jeder sein Leben nicht schonen werde, um seine Brüder in Port-Arthur zu befreien; auch wünsche er uns Glück im Kampfe. Auf die Rede des Generals antworteten die Soldaten mit einem donnernden „Hurra!“ Darauf befahl der Generaladjutant, Wohnungen zu graben und die Soldaten gut zu versorgen, damit jeder Kraft bekomme, um seinen guten Willen ausführen zu können. Jetzt war Freude im Lande! jedem Soldaten konnte man es von der Stirne lesen. Es wurden Lieder gesungen, gepfiffen und getanzt. Ein Freund küßte den andern und teilte ihm seine Freude mit: Hast du gehört, was Kuropatkin gesagt? das ist ein Wort! Bis Frühjahr ist Friede, und dann fahren wir heim! Ja, es geschah, daß Soldaten 7 bis 8 Werst weit gingen, um diese frohe Botschaft den anderen Bekannten und Verwandten zu überbringen. Es wurden Dank- und Bittgebete zu Gott emporgesandt um den baldigen Frieden. Wir Katholiken beteten den hl. Rosenkranz, auch Protestanten beteten mit und sagten: „Wir beten ja zu einem Gott“. Nach dem Gebete wurden Vorfälle gemacht, wie jeder sein Leben bessern wollte, wenn er wieder glücklich heim käme: „Ich würde Gott mein Leben lang danken, dies und jenes tun; ja, ein anderer Mensch müßte aus mir werden! O, was für eine Freude wäre es, wenn ich nach Haus käme! Welche Freude bei meiner Frau, Kindern und Eltern!“

Schon den 16. November ging's an die Arbeit, Wohnungen zu bereiten: einige gruben, andere hackten Holz im Walde, wieder andere trugen dasselbe ins Dorf, die vierten suchten Gras für Bette, die fünften gruben aus den Trümmern der zusammengefallenen Häuser Ziegelsteine heraus für Ofen, mit einem Worte,



Auf dem Wachtposten der ost-chinesischen Bahn. Der unverhoffte Feind.

wir hatten Arbeit im Überfluß bis Weihnachten. Auf Weihnachten bekam jeder Soldat ein Pfund Weißbrot und ein halbes Pfund chinesischen Zucker. Am 28. Dez. erhielt das 8. Korps Befehl, das 10. Korps auf der rechten Flanke abzulösen. Den 29. und 30. begaben wir uns nach Schondai, eine Strecke von 70 W., wo wir den 30. abends bei Schnee und großer Kälte anlangten. Jeder Rotte wurde ein kleines Häuschen angewiesen, das leider nur 50—60 Mann aufnehmen konnte. Da aber jede Rotte aus 200 bis 220 Mann besteht, mußten sich die übrigen 140—150 Mann unter freiem Himmel an einem Feuer begnügen. Am 31. Dez. um 3 Uhr erhielten wir Befehl, weiter zu gehen, nämlich in das Dorf Umhantun, das 15 Werst von Schondai liegt; hier konnten sich alle Rotten gut einquartieren, denn es ist ein großes Dorf. Den 1. Januar mußte das 4. Bataillon von unserem Wolynsker Regiment zur Unterstützung des Generals Witschchenko nach Sandepu abgehen. Abends kehrte es zurück und brachte mit sich 75 Tote und 250 Verwundete von der Armee des Gener. Witschchenko und Gefangene: 1 Offizier, 14 Sold. und bis 500 Arb. mit Produkten. Bis zum 2. Januar waren keine Schlachten mehr. Am selben Tage ging ein Jude aus der 5. Rotte zu den Japanern über; schon nach einer halben Stunde begrüßten uns die Japaner mit furchtbaren Kanonenschüssen, 129 an der Zahl. In allem Glück plagten aber nur 24 Schrapnelle. Es wurden einige Soldaten verwundet. Den 13. Jan. erhielt die 14. Division Befehl, auf den Feind loszustürmen. Abends 7 Uhr ging's los. Das Podolsker Regiment verlor 800—900 Mann Tote und Verwundete und mußte sich zurückziehen und sich weiter nach rechts begeben; die 14. Division hingegen verlor den Mut nicht, stürmte drauflos und nahm drei Dörfer ein: Tschakof, Tschosakou und Chenjalim. Tot und Verwundet waren bis 1300 Mann. In unserem Regiment sind nur 10 Tote, 102 Verwundete. Von Deutschen sind in der 9. Rotte, wie man behaupten will, gefallen: Daniel Schopp, Jakob Lerner aus Rastadt, J. Meier aus München, verwundet Karl Rephenius aus Großliebental. Rudolf Fix kam unter die Maschine und verlor alle fünf Zehen des rechten Fußes. Der Sturm dauerte bis zum 16. Jan. Mit nächster Zeit erwartet man eine Generalschlacht bei Mukden. Möge sich Gott erbarmen und uns den Frieden senden!

Ferdinand Geiß.

Pandau. Am 24. und 26. Februar wurden hier von den Lehren der Umgegend russische und deutsche Theaterstücke zur Aufführung gebracht. Der Reingewinn, der ein beträchtlicher sein soll, circa 200 R., wird ans Rote Kreuz gesandt. Deutsch wurde

aufgeführt: „Dein Sohn wird mein Rächer sein“ und „Johann Georg Drüppel im Verhör;“ beide Stücke haben sehr gut gefallen. W!

Aus Welt und Kirche.

Saratow. Am 18. März um 8 Uhr abends wurden im hiesigen Stadttheater öffentliche Vorträge über die Cholera gehalten, welchen gegen 2000 Zuhörer bewohnten. Nachdem die Ärzte die Vorträge geendigt hatten, baten der hiesige private Rechtsanwalt Kalmanowitsch und der geschworene Rechtsanwalt Kupernik (aus Kiew) den Polizeimeister, ihnen gestatten zu wollen, von der Szene aus Reden über die Cholera zu halten, um dabei auch die Tagesfragen zu berühren. Da diese politischen Reden über das festgestellte Programm hinausgegangen wären, so konnten sie nicht erlaubt werden, und auf Verordnung des Gouverneurs schlug der Polizeimeister den Herren Kalmanowitsch und Kupernik die Bitte ab, erklärte die Versammlung für geschlossen und befahl, den Vorhang herunterzulassen. Darauf erhob sich im Theater ein furchtbarer Tumult. Man hörte rufen: „Fort mit der Polizei!“ Um die Zuhörer zum Verlassen des Theaters zu zwingen, wurden zwei Rotten Soldaten herbeikommandiert. Bis zu ihrer Ankunft wurden aus den Logen und von der Gallerie Aufrufe herumgeworfen und aufrührerische Reden gehalten. Darauf verließ die Menge das Theater und, die russische Marseillaise singend, ging sie der Alexanderstraße zu. Das Militär versperrte den Weg. Aus der Menschenmenge wurden fünf Revolverschüsse abgefeuert, die jedoch niemanden verletzt haben. 39 Unruhestifter wurden hier und zwei Personen, die im Theater Reden gehalten hatten, in ihren Wohnungen festgenommen. An der Stelle, wo das Militär die Menge abgeschlossen hatte, fand man aufrührerische Broschüren und Aufrufe. Alle festgenommenen werden bis auf weitere Verfügung in Haft gehalten wegen Übertretung der vom Gouverneur am 11. Januar festgesetzten Verordnung.

— Die Unterzeichnung auf die 5% innere Staatsanleihe (200 Millionen Rubel für Kriegsauslagen) wurde am 19. März um 10 Uhr vormittags eröffnet und um 3 Uhr nachmittags geschlossen. In den hiesigen Banken: Handels-Gewerbebank, Wolga-Kamabank, Reichs- und Stadtbank hat man die Summe 1,709,200 Rbl. unterzeichnet. Mit dieser Anleihe haben die russischen Staatsschulden die Summe von 10 Milliarden überschritten. Sie betragen nun 10,143,868,981 Rubel.

Immer noch nach altem Stil.

Die Gemeinde des Russendorfes Mironowka, Kreis Nowouzensk, Gouv. Samara, hat 11 Dessjatinen Ackerland auf die Seele und verteilt das Land auf 12 Jahre. Bei der letzten Teilung haben die Landaufkäufer auf Rechnung der armen Bauern ihr Schäfchen ins Trockene gebracht. Bei der Gemeindeversammlung wurde beschlossen, niemand solle sein Land an auswärtige verpachten. Der Gemeindecspruch litt aber an Unvollständigkeit. Doch das schreckte die Aukäufer nicht ab. Sie hatten ein Mittel in der Hand, um die nötigen Unterschriften zu erlangen. Sibt da so ein „Wohltäter“ (im Volksmunde nennt man sie „кулаки“) und zieht den Sawrilo daherkommen. „Heil du, komm mal her!“ Der Bauer nähert sich dem Rufenden. „Du bist mir doch noch an zehn Pud Weizen schuldig.“ — „Ja, aber du wirst doch noch etwas warten, ich kann jetzt nicht zahlen.“ — „Gut, ich warte, allein du kannst hier unterschreiben. Ich laß dir noch zwei Pud nach.“ Der Bauer merkt recht gut, wo das hinaus geht, kratzt sich — und unterschreibt. So wird der Gemeindecspruch bald vollzählig. Die „Wohltäter“ kaufen nun das Land für einen Spottpreis auf. Sie sind Herr der Sache, niemand wird sie beim Steigern überbieten. So pachten sie 4000 Dessjatinen zu dem fabelhaft niedrigen Preise von 35 Rubeln für 11 Dessjatinen auf 12 Jahre! Das ist ungefähr 26½ Kop. jährlich für die Dessjatine. Bei einer solchen Wirtschaft ist es kein Wunder, daß der russische Bauer nicht vorwärts kommt. Wie lange wird wohl noch die alte Veier fortgehen?

Von der Preßkonferenz

berichtet die „Pet. Tel.-Ng.“ offiziell: Die Preßkonferenz hat sich in ihrer Sitzung am 10. März mit Stimmenmehrheit für die Aufhebung der Präventivzensur für sämtliche Bücher, unabhängig von ihrem Umfang, und für eine siebentägige Liegefrist der gedruckten Bücher vor ihrem Erscheinen in den Zensurbehörden ausgesprochen.

Ein mißlungener Mordversuch.

Den „N. D.“ wird unter dem 17. März aus Petersburg gemeldet: Als Generalgouverneur D. F. Trepow heute um 4 Uhr nachmittags in raschem Trabe die Morskaja in der Richtung nach der Kaserne der Flottenequipage hinabfuhr, feuerte ein junger Mann in der Uniform eines Dienstmanns an der Ecke der Morskaja und des Potschtamtski Per. einen Revolverbeschuß auf ihn ab, der jedoch sein Ziel verfehlte. Der Attentäter wurde sogleich von Geheimpolizisten verhaftet und zur Polizei gebracht. Er ist ein noch sehr junger Mann, der sich in einer ganz neuen Dienstmannsuniform seit 2—3 Tagen sehen ließ. Bei der Verhaftung erbleichte er, war aber ruhig. Er weigert sich, seinen Namen zu nennen.

Süngsten Nachrichten zufolge wird dieser Vorfall in Abrede gestellt.

Die Einsetzung einer besonderen Untersuchungskommission

zur Erforschung der Ursachen der Kapitulation von Port-Arthur und der sie begleitenden Umstände hat der Kriegsminister, wie das „N. Sl.“ den „Bishev. Wedom.“ entnimmt, auf Grund des Art. 336 der Kriegsgerichtsordnung angeordnet. Als Vorsitzender der Kommission wird das Reichsratsmitglied, General der Infanterie Koop bezeichnet. Außer der Führung der Untersuchung ist die Kommission berechtigt, ohne jede Beeinflussung durch die Prokuratur Beschlüsse zu fassen. Sollte die Kommission irgend jemand für schuldig finden, so wird die Angelegenheit im weiteren Verlauf in der festgesetzten Ordnung vom Kriegsgericht fortgeführt. Wie es heißt, wird die Kommission ihre Tätigkeit nicht vor Ende April oder Anfang Mai aufnehmen. Die Bildung der Kommission erfolgte auf Grundlage des Art. 64 der Festungsbestimmungen.

Eine Beratung der Gouvernementsadelsmarschälle.

Wie aus Moskau berichtet wird, haben die Gouvernementsadelsmarschälle in einer besondern Denkschrift ihre Anschauungen anlässlich des Allerhöchsten Erlasses vom 18. Februar in folgendem Beschlusse, der von der Mehrzahl gebilligt wurde, niedergelegt: Zur Beruhigung der gegenwärtigen Wirren ist eine Volksvertretung notwendig, aber nicht eine Volksvertretung, wie sie von den westeuropäischen Konstitutionen vorgesehen wird, die dem russischen Volksgeist und der russischen Geschichte nicht entsprechen. Ein so

großes und mächtiges Land wie Rußland kann und muß seinen eignen Typus der Volksvertretung ausarbeiten, der dem historischen Leben und den Bestrebungen des russischen Volkes entspricht. Die russische Volksvertretung muß keine Beschränkung der Selbstherrschaft sein, sondern eine Beschränkung der Beamtenwillkür. Sie muß der Annäherung der Gedanken und Bestrebungen des Volkes an den Herrscher dienen. Die Volksvertretung muß gewählt werden. Ihr muß die Durchsicht der Gesetzentwürfe aufgetragen und das Recht gegeben werden, den Erlaß neuer Gesetze und die Änderung bestehender anzuregen. Zur Abschaffung administrativer Willkür muß der Volksvertretung das Recht zustehen, gegen die Minister Einspruch zu erheben, die indessen allein dem Monarchen verantwortlich bleiben. Der Volksversammlung muß ferner das Recht gewährt werden, das Reichsbudget durchzusehen und seine Ausführung zu prüfen. Diese Grundzüge der Konferenzbeschlüsse werden ausgearbeitet und mit den Begründungen, unterschrieben von allen Konferenzteilnehmern, den Adelsverbänden aller Gouvernements zur Begutachtung zugestellt werden.

Ausbreitungen in Jalta.

Aus Jalta wird berichtet, daß daselbst große Unordnungen stattfinden. Die Tageblätter bringen fabelhafte Meldungen hierüber. Wir entnehmen dem „Russk. Sl.“ folgendes: Am 13. März stürmte ein Haufe von Landstreichern die Polizeistationen, die Polizeiverwaltung und das Gefängnis, aus welchem die Arrestanten befreit wurden. Hierauf begann die Plünderung der Magazine, doch begnügte sich die Menge hiemit nicht, sondern steckte auch die Mordwinowschen Häuser, das Bekirowsche und Stachejewische Haus, sowie ein dem Apanagentreffort gehöriges Gebäude und das Gefängnis in Brand. Löscherische wurden verübt. An Menschen vergriff sich die Horde nicht. Eine große Anzahl Neugieriger folgte den Ausbreitenden. Die Stadt war völlig schutzlos. Es wurden mehr als 50 Magazine geplündert, hunderte von Personen sind ruiniert. Die Verluste betragen Millionen. In vielen Privathäusern wurden die Fenster eingeschlagen. Gegenwärtig sind Truppen eingetroffen. Die Panik hat sich gelegt und die Ruhe ist wieder hergestellt. Die Stadt ist verödet, der Handel stockt. Den Ausbreitungen liegen weder politische, noch nationale, also einfach räuberische Motive zu grunde.

Bauernunruhen im Kaukasus.

Nach einer Meldung des „Kawkas“ haben die Bauern des Kreises Schorapan ihre Beziehungen zu den Amtspersonen abgebrochen und wenden sich in ihren Angelegenheiten an heimlich von ihnen erwählte Vertreter. Sie haben sich geweigert, die Berechnungen der Steuern für gemeinschaftliche Bedürfnisse aufzustellen und beschließen, das Land der Gutsbesitzer nicht zu bearbeiten. Die zeitweilig hierzu Verpflichteten weigerten sich, den Gutsbesitzern die Abgaben zu zahlen. Weiter meldet das Blatt. In der Nacht zum 5. März wurden im Bezirk Schorapan auf fünf Gütern die Gebäude angezündet. In der Nacht zum 6. leistete auf der Besitzung der Prinzessin Murat im Bezirk Zugded eine Menge von 300 Bauern den Polizeikommissaren und den Polizeiwachen bewaffneten Widerstand. Nach der Festnahme von fünf Aufwiegleren umringte die Menge die Polizisten und verlangte die Freigabe der Verhafteten. Als diese verweigert wurde, schickte sich die Menge an, auf die Wachen zu feuern. Diese eröffneten nun gezwungen ihrerseits das Feuer und verwundeten mehrere Personen. In derselben Nacht wurde im Dorfe Didinikaja die Kanzlei angezündet. Mehrere Bauern wurden verhaftet.

Am 6. März überfiel in Schorapan ein bewaffneter Bauernhaufe den Posten der Landwache. Sechs Landwächter verschlossen sich in einem Gebäude. Da schichtete die Menge um das Gebäude Heu auf und steckte es in Brand, so daß die Flamme das ganze Gebäude ergriff. Die Soldaten ließen zuerst ihre Frauen und Kinder hinaus und sprangen sodann selbst aus dem brennenden Hause. Vier Soldaten konnten flüchten, zwei wurden getötet und in Stücke geschnitten.

Ein in Bjelgory am 6. vom örtlichen Pristaw verhafteter Brandstifter, der den Versuch gemacht hatte, die Ditschaft anzuzünden, wurde von einem Volkshaufen von 500 Personen gewaltsam befreit.



Nach Übergabe der Festung Port-Arthur.

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses.*)

Frei nach einer wahren Begebenheit erzählt von Joseph Spillmann s. J.
(Fortsetzung.)

Hätte Loser nicht bei ihm gebeichtet, so würde der Pfarrer wahrscheinlich gesagt haben, der Küster habe ganz gut, von seinem vorgeblichen Ausfluge heimgekehrt, der Ermordeten aufslauern und die Tat begehen können. Jetzt wagte er den Verdacht nicht auf den Täter zu lenken, um nicht in den Schein zu kommen, er habe das Beichtgeheimnis verletzt. Abbé Montmoulin antwortete also, er wage es nicht, gegen eine bestimmte Person Verdacht auszusprechen.

„Und wie erklären Sie die Auffindung Ihres Messers, Ihres Tuches (beide mit Blut bedeckt) und des Armkorbes der Ermordeten in Ihrer Küche? Sie werden vielleicht sagen, der Mörder habe das getan, um den Verdacht auf Sie zu lenken. Aber war das nicht dadurch erreicht, daß er sich Ihres Messers bediente und dasselbe bei der Leiche zurückließ? Wie wäre es einem Fremden eingefallen, anstatt mit seiner Beute möglichst rasch zu fliehen, Messer, Tuch und Korb auf die Gefahr hin, von Ihnen oder sonst jemand ertappt zu werden, in Ihre Küche hinaufzuschleppen?“

„Ich kann es nicht erklären. Aber es muß doch geschehen sein.“

„Mit dieser Antwort werden Sie kein Gericht befriedigen. Noch eines! Kennen Sie diesen Leuchter hier?“ Damit zog Herr Barthelot plötzlich den Leuchter hervor, den der kleine Charles vor Schrecken hatte fallen lassen.

„Gewiß,“ antwortete Abbé Montmoulin. „Es ist der Leuchter, den ich beim Meßbuch brauchte; ich habe ihn gestern morgen vermisst.“

„Wie das Messer! — Und wissen Sie, wo derselbe sich fand? — Unter der Leiche der Ermordeten!“

Abbé Montmoulin verfärbte sich. Er fühlte, daß die Schwere der gegen ihn vorgebrachten Beweisgründe doch noch viel erdrückender sei, als er sie sich selbst gedacht hatte. Unwillkürlich trat ihm eine Träne ins Auge, und er sagte mit bewegter Stimme: „Der Schein ist gegen mich; das kann ich nicht leugnen! Aber ich bin trotzdem unschuldig. Gott ist mein Zeuge!“

„Sie würden in Ihrem Interesse besser daran tun, ein offenes Geständnis der traurigen Tat abzulegen, wie ich schon zu An-

*) Verlag der Herderischen Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau. Mit Genehmigung des hoch. Herrn Verfassers sowie der geehrt. Verlagshandlung abgedruckt.

fang riet, als durch Tränen und theatralische Auftritte mich blenden zu wollen,“ sagte jetzt streng der Untersuchungsrichter. „Derartige Szenen sind für mich nicht zugkräftig. Also nochmals: wollen Sie gestehen oder nicht?“

„Ich kann nur wiederholen, daß ich unschuldig bin. Um Gottes willen! Wie wäre ich denn auch dazu gekommen, ein solches Verbrechen zu begehen?“

„Das ist freilich ein psychologisches Rätsel, aber doch kein so ganz unlösliches. Mein Gott, Sie sind arm, Sie haben Bücher nötig, wie aus Ihrer sehr mangelhaften Bibliothek und aus der Bestellung hervorgeht, die Sie gleich nach der Tat gemacht haben und die man auf Ihrem Pulte vorfand. Sie wollten für Ihre Mutter Zimmer einrichten. Ihre Mutter ist arm, wie man mir sagt. Nun kam die Gelegenheit, sich, der Mutter und vielleicht noch anderen mit einemmal zu helfen — und Sie sind dieser Versuchung erlegen! Sehen Sie, der Gedanke, daß Sie es für Ihre Mutter taten, verführt mich ein wenig mit der an sich schrecklichen Tat, und ich verspreche Ihnen, sowohl Sie als Ihre Mutter mit jeder Rücksicht zu behandeln, welche das Gesetz gestattet, wofern Sie jetzt frei und frank gestehen.“

„Meine Mutter! Wie kann denn aber auch nur ein Schatten von Verdacht auf meine Mutter fallen?“ rief Abbé Montmoulin schreckensbleich.

„Es ist meine Überzeugung, daß Ihre Mutter das Geld in der bewußten Tasche beiseite gebracht hat, wenn es sich nicht hier verborgen findet. Jedenfalls wird Ihre Mutter als mutmaßliche Mitwisserin mit Ihnen verhaftet.“

„Um Gottes willen, haben Sie Barmherzigkeit! Es wird ihr Tod sein!“ flehte der Pfarrer.

Unerbittlich sagte der Untersuchungsrichter: „Gestehen Sie, und Ihre Mutter soll mit der größten Schonung behandelt werden. Sonst lasse ich dieselbe öffentlich verhaften. Und auch Sie sollen in einem geschlossenen Wagen nach Aix gebracht werden, wenn Sie gestehen. Sonst ist Ihnen die Behandlung eines gemeinen Verbrechens sicher. Glauben Sie mir nicht, daß ich auf Ihren Stand Rücksicht nehmen werde! Ein Priester, der ein solches Verbrechen begeht, verdient die Schande noch zehnmal mehr als ein gemeiner Mörder!“

„Ich kann trotzdem nur die Beteuerung meiner Unschuld wiederholen und muß alles andere Gott anheimgeben,“ sagte der Pfarrer gefaßt. Der Untersuchungsrichter zuckte die Achseln und legte das Protokoll dem Angeeschuldigten, nachdem es vom Gerichtsschreiber verlesen war, zur Unterschrift vor. Abbé Montmoulin

war es zu Mute, als ob er sein eigenes Todesurteil unterzeichne. Dann ließ Herr Barthelot die Gendarmen eintreten und übergab ihnen den Gefangenen mit den Worten: „Schließen Sie ihn!“ Geduldig hielt derselbe seine Hände hin; aber es zuckte doch ein tiefer Schmerz um seinen Mund, als sich die stählernen Handschellen klirrend um die Gelenke schlossen. Ein Blick auf das Kreuzifix gab ihm jedoch die äußere Ruhe wieder. Der Maire und die andern Herren traten nun ebenfalls in das Zimmer.

„Unsere Aufgabe ist hier vorläufig gelöst,“ sagte der Untersuchungsrichter. „Der Herr Polizeioffizier wird mit der freundlichen Hilfe des Herrn Maire, dessen Tatkraft und Klugheit wir die rasche Ermittlung des Mörders verdanken, die genaue Haussuchung zu Ende führen und die Schriften des Gefangenen zu Händen des Gerichtes einliefern. Inzwischen ist derselbe unter sicherer Bedeckung in das Gefängnis nach Aix zu bringen. Wir wollen voraussehen, um auch seine Mutter dingfest zu machen. — Es ist nicht nötig, Herr Bürgermeister, für den Gefangenen einen geschlossenen Wagen zu besorgen; derselbe verdient eine solche Schonung durchaus nicht, und es ist ganz gut, daß das Volk sieht, wie die Gerechtigkeit den Priestern keinerlei Ausnahmestellung zubilligt.“

„Ganz meine Meinung, Herr Untersuchungsrichter,“ entgegnete mit einer Verbeugung der Maire und gab die nötigen Weisungen. Umsonst versuchte der gutmütige Doktor Corbillard Einsprache gegen dieses harte Verfahren zu erheben. „Ich bin kein Freund der Pfaffen,“ sagte er, „aber ich muß dem Curs hier das Zeugnis geben, daß derselbe sich gegen alle armen Kranken immer wahrhaft human und menschenfreundlich benahm, und es wird mir schwer, an seine Schuld zu glauben, so laut die Umstände gegen ihn zeugen. Auch ist er der Schuld noch nicht überwiesen, und bevor das geschah, darf man ihn doch wohl kaum als Verbrecher behandeln.“

„Wie er zu behandeln ist und ob ich ihn der Schuld überwiesen halte oder nicht, bitte ich mir zu überlassen, Herr Doktor,“ entgegnete kühl der Untersuchungsrichter.

„Ach was!“ rief ärgerlich der wohlbeleibte Herr. „Es handelt sich schließlich bei dem geplanten öffentlichen Aufzuge doch nur um ein Wahlmanöver gegen die Klerikalen, und dessen bedarf es wahrlich nicht mehr! Hört nur, wie sie vor dem Kloster schreien: „A bas la calotte!““

Mit Entrüstung wiesen es der Maire und Herr Barthelot zurück, daß sie auch nur an die Wahlen dächten, und bestanden auf ihrer Anordnung. Da drehte ihnen der Doktor seinen breiten Rücken und verließ brummend das Zimmer. Auf der Schwelle kehrte er sich noch einmal um und sagte zu dem Gefangenen gewendet; „Herr Curs, ich bin nie in Ihre Predigt gekommen und habe Ihnen auch im Beichtstuhl keinen Rimmer gemacht; aber ich habe immer als einen Menschenfreund geachtet und glaube nicht, daß Sie einer Schlechtigkeit fähig wären. Halten Sie den Kopf hoch! Wenn es einen Gott gibt, wird er Ihnen helfen!“

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor! Er wird meine Unschuld offenbar machen entweder vor dem irdischen oder doch vor dem ewigen Richterstuhle,“ antwortete Abbé Montmoulin.

Dreizehntes Kapitel.

Im Kerker.

Der Bürgermeister hatte inzwischen die Leiche der Ermordeten aufbahren lassen. Sie lag jetzt auf einem Tische im Kreuzgang, und in Massen drängte sich das Volk durch die geöffnete Klosterpforte herbei. Madame Blanchard war ihrer Frömmigkeit wegen oft ausgespottet worden; aber sie hatte nie einem Menschen etwas zuleide getan und wurde von den Armen allgemein als Wohltäterin verehrt. Man kann sich deshalb den Schmerz kaum vorstellen, der die armen Leute ergriff, als sie „die gute Mutter Blanchard“ so entstellt daliegen sahen, und ebenso groß als das Mitleid mit der grausam Ermordeten war die Wut gegen den Mörder.

„Seht doch, das Scheusal hat die gute alte Frau erdrosselt!“ „Erdrosselt und erstochen! Seht das Blut, das ihr Kleid ganz durchfeuchtet!“

„Rein, nein, das kann unser Pfarrer nicht getan haben!“

„Wer denn sonst? Es ist sein Messer! man hat es ihm bewiesen!“

„In Stücke reißen sollte man den Schurken!“

„Da sieht man, was von der Religion zu halten ist! Ich gehe meiner Lebtag in keine Kirche mehr!“

So tönte es wirt durcheinander, und nur wenige Stimmen wagten die Unschuld des guten Pfarrers zu verteidigen oder wenigstens Zweifel an seiner Schuld zu äußern. Und als nun erst der Ruf erscholl: „Da kommt er!“ „Da bringen sie ihn!“ drängte alles den Gendarmen entgegen, welche blank zogen, um den Gefangenen zu schützen und sich einen Weg zum Tore zu öffnen. Man mußte an der Leiche vorüber. Abbé Montmoulin fiel unwillkürlich auf die Knie nieder und hob seine gefesselten Hände zu einem kurzen Gebet empor: „Herr, gib ihr die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihr!“ flehte er mit Tränen in den Augen; dann wollte er zum Volke reden, weil ein Augenblick der Ruhe eingetreten war. Aber kaum hatte er gesagt: „Liebe Pfarrkinder, ich bin unschuldig!“ als auch die Hauptschreier ihn mit den größten Schimpfworten unterbrachen und die Gendarmen in der Furcht, man möchte sich sonst an dem Gefangenen vergreifen, den armen Pfarrer voran zur Pforte des Klosters drängten.

Da hielt ein Leiterwägelchen des Herrn Carillon, auf dem man sonst Kleinvieh nach Aix an die Schlächter lieferte. Als der Fuhrmann den Geistlichen in seiner beschmutzten Soutane erblickte, meinte der rohe Buriche, eine so schlechte Frucht habe er doch noch nie nach der Stadt gefahren. Solche und ähnliche Roheiten wurden von den Umstehenden als gute Spässe belacht, während Abbé Montmoulin das elende Fuhrwerk bestieg und neben einem Gendarmen auf einem Bund Stroh Platz nahm.

Man kann sich denken, wie es dem Priester zu Mute war, als nun der Klepper anzog. Einen letzten Blick warf er auf die Kirche und gedachte dabei der Predigt, welche er noch vor zwei Tagen darin über die Pflicht des Beichtgeheimnisses gehalten hatte, ohne zu ahnen, wie bald er selbst ein Opfer desselben sein würde. Dann schweifte sein Auge über die Menge. Hinter dem Kreise der wütesten Schreier, die den Wagen umdrängten, gewahrte er doch auch manches bekümmerte und mitleidige Antlitz; aber diese guten Leute waren verwirrt und eingeschüchtert, und sie wagten kaum, ihren Glauben an die Unschuld des Priesters zu bekennen. Es kam dem Pfarrer der Gedanke, so müsse es auch gewesen sein, als Jesus durch die Straßen von Jerusalem gefesselt von Kaiphas zu Pilatus geführt wurde, und dieser Gedanke tröstete ihn. Er schloß nun seine Augen und betete zum leidenden Heiland um Kraft und Stärke, während das Fuhrwerk die holperige Dorfstraße hinabvasselte. Nur einmal schlug er sie auf, als man am Schulhause vorüberkam und sich in die Schmährufe der Erwachsenen auch die gellenden Stimmen einiger Knaben mischten, welche „Mörder! Mörder!“ riefen. Das gab dem guten Pfarrer einen Stich ins Herz; mit großem Kummer schaute er sich nach denselben um, und sein ernster, trauriger Blick brachte sie zum Schweigen; gleichzeitig aber sah er auch eine Gruppe von Knaben, welche ihm mit Tränen in den Augen von der Treppe des Schulhauses aus nachblickten, und ihr stummes Mitleid war Balsam für seine Seele.

Nun war endlich das Schlimmste überstanden. Der Wagen hatte das Dorf verlassen und rollte auf der Straße der Stadt zu. Nach und nach blieben die Schreier zurück, die ihn bis weit über Quatre-Bras hinaus begleitet hatten. Aber auf der Straße traf man immer noch Gruppen von Landleuten, die nach Aix zu Markte gingen, und aus den Obst- und Weingärten am Wege lief alles herbei, als man der berittenen Gendarmen und des gefesselten Priesters auf dem Wagen ansichtig wurde. Immer und immer wieder mußte Abbé Montmoulin die Worte hören: „Seht, seht! ein Priester unter Polizeibedeckung!“ „Er ist gefesselt!“ „Mein Gott, was muß er getan haben?“ „Ist es nicht der Pfarrer von Ste-Victoire?“ Und stets war der Fuhrmann bereit, in den rohesten Ausdrücken den Fragenden zu erklären, wen er da fahre, und was „der Pfaff für eine nette Geschichte mit seinem Messer zugebracht“. „Seht ihn nur an,“ schloß der Bursche jedesmal seine Erklärung, während die Gendarmen, ohne ein Silbe zu reden, neben dem Wagen her trabten, „seht ihn an, den Schurken! So sind sie alle, die Pfaffen! Nun, der wird nächstens seine letzte Predigt von der Guillotine halten. Möchten ihm alle seine Amtsbrüder folgen: à bas la calotte!“

So ging es voran, einen wahren Kreuzweg der Schmach bis nach Liz, und da begann derselbe erst recht. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von dem Priester, den man als Raubmörder einbringe. Alle Fenster flogen auf, alle Gassen füllten sich mit Schaulustigen, und ungezählter Pöbel umdrängte den Wagen, der nur im Schritt fahren konnte. Jetzt bog er auf den Gemüsemarkt ein und mußte im Gedränge einen Augenblick halten. Da wollte es der Zufall oder vielmehr Gottes Fügung, daß Abbé Montmoulins Mutter gerade am Wege, welchen man den Gefangenen führte, bei einer Hökerin ihre kleinen Einkäufe machte.

„Einen Augenblick, Mutter Montmoulin,“ sagte die Hökerin, eine wohlbeleibte Dame mit wetterharten Zügen, zu der guten Frau, „einen Augenblick! gleich sollt Ihr Eure Karotten haben, und die besten auf dem ganzen Markte. Aber erst müssen wir sehen, wen sie da bringen. Halte mir meinen Stuhl, Kleine, daß ich darauf steigen kann,“ redete sie Frau Montmoulins Enkelin an, welche der Großmutter den Korb trug. „So, ich bin nicht mehr so beweglich wie in deinen Jahren. Sie sagten eben, man bringe einen Cure, der einen Mord begangen, — es wird doch nicht möglich sein! Aber so wahr ich eine ehrliche Frau bin, trägt der Mann mit den Handschellen neben dem Gendarmen eine Soutane! Siehst du es nicht auch, Kleine? Stell dich auf den Ladentisch; aber tritt mir nicht auf die Spargel!“

Im Nu hatte Julie den Tisch erklettert und sah nun den Gefangenen, der bleich und mit geschlossenen Augen auf seinem Strohbund saß. Kaum erblickte das Mädchen ihn, da tat es einen Schrei und rief: „Großmama, es ist der Onkel!“ Ohne recht zu fassen, was sie hörte, drehte sich die alte Frau nun auch nach dem Wagen um, der jetzt langsam hart an ihr vorüberfuhr. Sie erkannte ihren Sohn; weit öffneten sich ihre Augen, und mit dem Rufe: „François! François!“ stürzte die gute Frau bewußtlos zu Boden.

Als Abbé Montmoulin die Stimme seiner Mutter hörte, sprang er auf und bat seine Begleiter, sie möchten doch um des Himmels willen halten, daß er sie wenigstens mit einem Wort tröste und beruhige. Allein der Gendarm, der den Zug leitete, befahl voranzufahren, und der Wagen bewegte sich inmitten der schreienden und schmähenden Menge weiter, bis man endlich das Gefängnis erreicht hatte. Da wurde der Gefangene nach Erfüllung der gewöhnlichen Formalitäten dem Direktor vorgeführt, der ihn dem Gefängniswärter mit den trockenen Worten übergab: „Raubmörder, der Tat so gut wie überwiesen. Führen Sie den Mann auf Zelle Nr. 11. Derselbe ist scharf zu bewachen.“

Die Kiegel der schweren Eisentüre, welche das eigentliche Gefängnis von dem Flügel trennt, in dem sich die Schreibstuben und die Räume der Verwaltung befinden, öffneten sich und ließen den Gefangenen mit seinem Wärter eintreten. Der Posten, der das Tor bewachte, musterte den Priester mit einem hämischen Blicke; dann schloß es sich hinter ihm. Schweren Herzens folgte Abbé Montmoulin dem Wärter durch einen langen Gang, den ein starkes Eisengitter absperrt und zu dessen beiden Seiten sich Gefängniszellen befanden. Nr. 11 öffnete der Mann, und der Geistliche betrat die düstere Zelle. Mit einem Blicke hatte er die fahlen Wände, des vergitterte, von außen mit einer Holzverblendung geschlossene Fenster, welches nur eine Handbreit blauen Himmel einließ, das kleine Tischchen mit dem Holzschemel auf der einen und dem elenden Schragen mit dem Strohsack auf der andern Seite überschaut und fragte nun den Wärter, ob er ihm wenigstens die Handschellen abnehmen und ihm ein Brevier und Schreibzeug besorgen könne.

„Die Handschellen will ich Euch abnehmen,“ sagte der Mann nach einem prüfenden Blicke auf den Gefangenen. „Ihr scheint mir ruhiger zu sein als Euer Vorgänger, der den Versuch machte, sich ein Leides anzutun, als er zum Tode verurteilt war. Dort am Fenstergitter hat er sich aufgenüpfelt, aber wir schnitten ihn gerade noch rechtzeitig los und lieferten ihn an die Guillotine. Schreibzeug wird Euch der Direktor schon zubilligen; ein Brevier aber oder sonst ein derartiges Buch haben wir nicht; das ist auch ganz überflüssig.“

„Für mich nicht; denn ich bin verpflichtet, es täglich zu beten. Habt die Güte, durch den Herrn Direktor beim hochw. Herrn Regens des Priesterseminars für mich ein Brevier zu er-

bitten. Mein Gott, was wird der gute Herr für Augen machen, wenn er erfährt, sein François Montmoulin sitze eines Raubmordes angeklagt im Gefängnisse!“

„Eh bien, ich will Euer Wunsch dem Herrn Direktor melden,“ sagte der Wärter. „Sonst noch etwas? Nicht? hm, die andern haben sonst immer eine ganze Vitanei von Wünschen, die nicht erfüllt werden. Aber, meiner Treu, ein Gebetbuch hat noch keiner verlangt! Nun, dort in der Ecke steht der Wasserkrug; ich habe ihn noch in der vorigen Woche frisch gefüllt; hier durch das Schieberchen wird Euch das Essen hereingeschoben. Ihr werdet natürlich dasselbe, solange Ihr in Untersuchungshaft seid, aus dem Gasthose verlangen. Die Preise sind: 1. Klasse 10 Francs, 2. Klasse 5 Francs, 3. Klasse 3 Francs per Tag. Was wählt Ihr!“

„Und was kostet die gewöhnliche Gefangenen-suppe?“

„Die muß Euch gratis geliefert werden, — aber sie ist dafür auch schlecht genug.“

„Nun, sie wird mir genügen. Ich bin arm, guter Mann, und habe arme Verwandte. Auch wird die Gefängnis-kost mehr der heiligen Fastenzeit entsprechen, in welcher wir uns jetzt befinden,“ fügte Abbé Montmoulin mit einem Lächeln auf den blassen Lippen bei.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

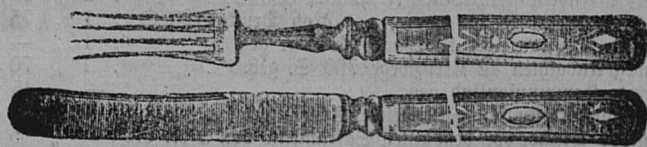
Die Gefahren des Lebens. Ein Amerikaner warnt seine Mitmenschen: Trinke Wasser und ziehe dir Typhus zu; trinke Milch und werde tuberkulös; esse Suppe und die Brightsche Krankheit dürfte die Folge sein; Fleischgenuß macht apoplektisch; schlürfe Muffern und vergifte dich; Gemüse schwächen den Organismus; Kaffee und Tee erzeugen nervöse Zustände; rauche Zigarren, und du bringst deinen chronischen Katarth nicht los; trinke Wein und werde giftig. — Um ganz gesund zu bleiben, darf man also nichts essen, nichts trinken und nichts rauchen, und bevor man überhaupt atmet, täte man gut daran, die Luft unterzuchen und sterilisiren zu lassen.

—SS—

Einfache, dauerhafte
wirtschaftliche
Separatoren
ganz ohne Einsätze
letztes Patent
der Fabriken **Heinrich Lanz**
für Leistungen
von 7 bis 9 Metro Vollmilch pro Stunde
Preise 55 Rbl. und 65 Rbl.
Wiederverkäufern Rabatt.

Separatoren
Für Industriezwecke
für große Leistungen.
Fabrik-Niederlage
Heinrich Lanz
in Krostow a/Don.

Redakteur J. Kruschinsky.



Beste Solingener Stahlwaren,

Rasiermesser mit Garantie, Tischmesser mit Gabeln, Scheeren alle Art, Taschenmesser, Jagdmesser und Dolche, Fleischhackmaschinen für Haus und Wurstmachereien, beste englische Werkzeuge für Tischler, Schreiner, Schmiede, Schlosser und Schuster.

Billigste Fabrikspreise.

Stahlwarenmagazin

A. G. Trejbal

Saratow, Alexandrowskaja Straße, Haus Tillo.

Bestes Magazin

F. Sorokin in Saratow,

Theaterplatz, Haus der Russischen Handels-Industrie-Bank.

Reichste und mannigfaltigste Auswahl in fertigen Kleidern:

Herren-, Damen-, Kinder- und Uniformkleider für Schüler.

Annahme von Bestellungen auf Herren-, Damen- und Uniformkleider aller Ressorts aus gedie-
genem Material der besten russischen und ausländischen Fabriken.

Eleganter Schnitt. * Vortreffliche Arbeit. * Volle Garantie.

Fensterglas-Niederlage und Magazin

J. J. Zell

Saratow, 2. Stadtkorpus, Moskauer
Str., zwischen der Nikoltaja und
Alexandrowskaja.

Spezieller Handel mit böhmischem, halb-
weißem u. mattem Glas
verschiedener Fabriken.

Ebenso ist stets zu haben: Farben-, Muster- u. Spiegelglas verschied.
Fabriken, **Diamanten** zum Glasma-schneiden, **Spiegel** in verschiedenen
Größen mit und ohne Rahmen, **Bilderrahmen** und **Bilder**.

Bestellungen auf allenmöglichen Glasarbeiten werden entgegengenommen.

Klein- und Großhandel. ♦ Preise ohne jede Konkurrenz
Telegrammadresse: Saratow—Zell. Telephon № 459.

Neuheit! Stereograph,
Zusammenlegbarer
Apparat: lekte Neuheit in der
optischen Technik.

Zum „Stereograph“ sind u. a. folgende Bilder
vorrätig: „Frankreich“, „England“, „Amerika“,
„Griechenland“, „Agypten“, „Palästina“ u. dgl. m.
desgleichen Bilder aus dem tägl. Leben.

Preis des Stereographen“ nebst 56 Bil-
dern mit Übersendung innerhab des europ. 1 R. 90 R.
Rußlands u. nach Transkaukasien

Nach dem asiatisch. Rußland 2 R. 20 R. Wer 106
Bilder zu dem Apparat wünscht, wolle zu der er-
wähnten Summe noch 1 R. 20 R. hinzufügen.

Bestellen Sie per Postkarte! Der Versand wird unter Postnachnahme
überallhin ohne Anzahlung erledigt.

Adresse: Gor. Тула, Киевская ул., № 25, магазинъ И. В. Мигунова.

Erstklassiges Hotel und Restauration

„Moskija“

Saratow, Deutsche Straße.

Neu remontriert. Alle Zimmer elektrisch beleuchtet Fahrstuhl. Nummern
mit Wäsche und Beleuchtung von 1 Nbl. bis 6 Nbl. pro Tag. Das Buffet
ist mit in- und ausländischen Weinen, sowie Weinen eigener Abfüllung
versehen. Die Küche steht unter meiner persönlichen Aufsicht.

Achtungsvoll G. K. Wohlgemut.

Rosenkränze, starkgefettet, in vorzüglicher Ausführung u. in
größter Auswahl zu billigsten Preisen.
Auf Wunsch lassen wir nach erfolgtem Kauf dieselben von den
hochw. Kreuzherrenpatres (ohne Kosten für die Käufer) weihen.
Rosenkranzpreisliste gratis u. franko.

Butzon & Bercker, Kevelaer (Rhld.) Nr. 41.

Verleger des Heiligen Apostolischen Stuhles.

Zur Anfertigung sämtlicher

Drucksachen

auf typographischem und
lithographischem Wege

empfiehlt sich die

Lithographie- Buch- u. Steindruckerei

der Contobücher- u. Couvert-Fabrik

von

August Lyra, Niga.

En gros—en detail. ♦ Preislisten gratis.

Alexander Kindsvater

Saratow

Kontor: Alexandrowskaja 21, General-Agentur „Rossija“
Niederlage: Barzinskaja 84

empfiehlt unter Garantie

echte französische Mühlsteine

der „Société Générale Meulière“

echte Schweizer Seidensiebe

der Fabrik „Dufour“

sowie Walzenstühle und alle anderen Mühlenbedarfsartikel
der Mühlenbauanstalt G. Daberio.

— P a g e —

landwirtschaftl. Maschinen und Geräte,

Dreschgarnituren, Lokomobilen, Dampfmaschinen, Turbinen,
Naphtha-Solaröl-Motore

u. s. w., u. s. w.

Ergänzung der täglichen Nahrung mittelst kleiner Quantitäten von

DR. HOMMEL'S HAEMATOGEN

bewirkt bei KINDERN JEDEN ALTERS WIE ERWACHSENEN

schnelle Appetitzunahme, rasche Hebung der körperlichen Kräfte, Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Zu haben in allen Apotheken und Apotheker-Magazinen.

Hauptdepot für Russland: Gross-Ochta Apotheke, Abteilung «Haematogen», St. Petersburg.

Warnung v. Fälschung. Man verlange ausdrücklich „Dr. Hommels“ Haematogen“. Von Tausenden von Aerzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!

Magazin Iwan Dawydow Niederlage

Saratow, Moskauer Straße, unter dem Bezirksgericht.

Speziell

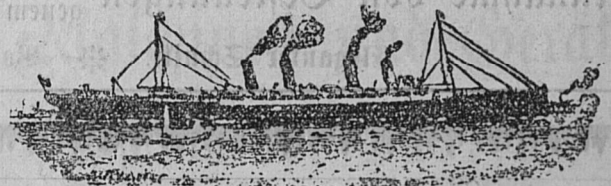
Farben, Lacke, Firnisse, alle möglichen Pinsel und alles Zubehör für Anstreicher. Preisurante und Auskünfte unentgeltlich.

Die Preise sind für alle Waren außer Konkurrenz.

Leinwand, besonders dauerhaft, ohne Appretur (glanzlos); fertige Herren- und Damen-Wäsche der bekanntesten Firmen; sammtne Teppiche, Tischtücher u. a. Reisdecken, Bettlätter und Überzüge empfiehlt zu gewissenhaften und festen Preisen

das neueröffnete **A. A. Chudoschin u. Sohn.** Magazin

Moskauer Str., Haus der Gesellschaft des gegenseitigen Kredits, unter dem Moskauer Hotel.



Nach Amerika, Afrika u. Australien werden Passagiere schnellstens, bestens und billigstens auf weltberühmten Schnell dampfern vom **Handelshause „Alexander Rapoport“** (von der Regierung zum Verkaufe von Schiffskarten concessionirtes Schiffskontor) befördert.
Adresse: Odessa, Ekaterinenstr. № 85, Ecke Kleine Arnautskaja.

Suche Stellung als Lehrer

bei einer katholischen Familie im Süden. Offerte bitte an folgende Adresse richten zu wollen: Асхабадъ, служба еборовъ, Средне-Аз. ж. д. конторщику А. Шнейдеръ.

210 Desjatin. Land mit Wohnhäusern und allen Bauten sind zu günstigem Preise zu verkaufen, mit u. ohne Inventar.
Adresse: ст. Девонская, К. Х. С. ж. д., бол. Декановка, владѣльцу Филипу Глаубъ.



J. Ohnesorge

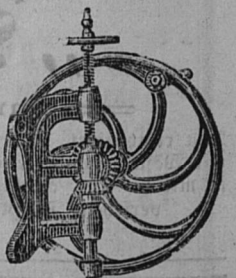
Saratow, Deutsche Str. im eigenen Hause **Größtes Spezialgeschäft** gegründet 1875. **Reichhaltiges Lager** von Jagdgewehren, Revolvern u. allem Jagdtzubehör. Freier Verkauf von Jagdpulver mit obrigkeitlicher Genehmigung. **Für Händler Fabrikpreise.**

Nähmaschinen in größter Auswahl u. zu sehr billigen Preisen. Handwerkzeuge für Schmiede, Schlosser, Wagenbauer, Tischler u. Schuhmacher. Drehbänke, Bohrmaschinen, Feilen, Werkzeugstahl, Gewindefschneidzeuge, Mühlspitzen, Schleif- u. Weksteinne.

Sämtliche Gartengeräte

wie: Baumsägen, Baumscheren, Spaten, Hacken, Siebkannen, Spritzen u. s. w. Fleischhack- u. Wurstmaschinen, Separatoren zum Entrahmen der Milch, Buttermaschinen, Farbmühlen in allen Größen. Feinste Solinger Stahlwaren, Taschenmesser, Scheren u. ganz besonders gute Rasiermesser. Beste englische Schaffcheren, Schlittschuhen in allen Größen. Feuer- u. diebesichere Geldschränke u. Schatullen.

Dezimal- und Tafelwagen für Kaufleute und Händler. Alle Arten von Schlössern für Ambaren, Türen, Schränke, Komoden u. s. w. **Eiserne Ofen** für Steinkohlen, Kerosinkochöfen **Primus** und **Gräs.**



J. W. Klsop

Lager landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte in Charkow.

bringt zur Kenntnis, daß die Handels-Gesellschaft

M. u. D. Stepanow u. Co.

in Saratow (Deutsche Str., Haus Bestufshew)

als Vertreter angezekt sind.

Auf Lager befinden sich ständig

Dampf-Dreschmaschinen und Locomobilen

weltbekanntes Fabrik **Marshall, Sons u. Co, Ltd.** Gainsborough (England).

Pferde-Dreschmaschinen, Kofwerke, Trieure und alle landwirtschaftliche Maschinen und Geräte.

Naphtha-Petroleum-Motore, Feuerfeste Kassen, etc.

Preisliste auf Verlangen

